

E 6197 F

St. Ulrich
1. Apfel *auh*

SCHWÄBISCHE HEIMAT

urt.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1968



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1968

19. Jahrgang

Viertes Heft — Oktober / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETEK HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Friedrich II. (vgl. S. 251)

INHALT

- Revolutionserlebnisse 1918
Von Wilhelm Kohlhaas 233
- Die württembergische Landschaft
(Felix Hollenberg zum 100. Geburtstag)
Von Ernst Müller 243
- Konrad von Urach – Generalabt der
Zisterzienser
Von Martin Brecht 249
- Das Westfälische Freilichtmuseum bäuerlicher Kultur
Von Walter Kittel 260
- Helft Neresheim erhalten!
Von Ottmar Engelhardt 263
- Die Landschaft im Landesentwicklungsplan
Von Oswald Rathfelder 265
- Hölderlins Republikanertum in Tübingen
Von Adolf Beck 270
- Dr. Walter Supper zum 60. Geburtstag
Von Johannes Hermann 279
- Vom Dreschen
Von Karl Häfner 281
- Drescher
Gedicht von Karl Häfner 284
- Königin Katharina von Württemberg im
Urteil einer Zeitgenossin
Von Hans Petri 285
- Buchbesprechungen 287
- Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 295
-
- Beilagenhinweis:
Diesem Heft ist ein Prospekt des W. Kohlhammer Verlags, Stuttgart, beigelegt. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.
-

Revolutionserlebnisse 1918

Von Wilhelm Koblhaas

Im Herbst 1918 kam ich mit einer schweren Verwundung von der Westfront in meine Heimatstadt Stuttgart zurück, ins Furtbachlazarett unweit meiner alten Schule, von der ich mit meinen Jugendfreunden Ende 1916 nicht schnell genug hatte fortkommen können, um gewiß noch den Krieg gewinnen zu helfen.

Unsre Reifejahre waren von den Augusttagen 1914 her unter dem Leitmotiv eines patriotischen Pathos gestanden, das durch die Lehren der antiken Ideale noch gefördert war und denen, die heute so jung sind wie wir vor 50 Jahren, schwer verständlich gemacht werden kann.

In den Revolutionswirren, die noch acht Wochen vorher kaum jemand ahnte, war einer der Hauptwürfe gegen das alte System die rasche Beförderung so junger Leutchen, die, selbst fast noch Kinder, alten Feldsoldaten, gar Familienvätern befehlen sollten. Ich glaube: bis auf einige vom Dünkel besessene Ausnahmen haben wir selbst das Ungesunde dieser Offiziersergänzung empfunden, die im Prinzip zwar in allen Armeen galt, aber doch nicht für eine so lange Kriegsdauer paßte, wo vom ganzen Volk in all seinen Klassen der höchste Einsatz verlangt war. Wollten wir Jüngsten dabei bestehen, so durften wir uns nicht schonen, und ich darf es damit belegen, daß von den Kriegsleutnants meines Jahrgangs in den wenigen Monaten seit der Frühjahrsoffensive 1918 jeder Dritte gefallen ist und kaum einer unverwundet zurückkam.

Nun wachte ich also wieder in Stuttgart auf, recht unangenehm, denn gleich am ersten Morgen – es war der 15. September, ein Sonntag – gab es Fliegeralarm, und wer das noch nicht so ernstnahm, wurde eines Besseren belehrt: ganz in der Nähe, in der Heusteigstraße, krachte es erheblich, und elf Menschen wur-

den von einer Bombe getötet – gewiß geringe Zahlen neben den Opfern des zweiten Krieges, damals aber ein Warnzeichen, was noch kommen konnte –, auch aus der Luft, aus der man 1914 noch von schwankenden Kisten Stahlpfeile abgeworfen hatte und wo nun schon ‚Geschwader‘ angesummt kamen: an jenem Sonntag ganze zehn Maschinen! Und an der Front hatte man mit langen Gesichtern gar 50 Feinde über uns hinfliegen sehen, denen sich von den Unsern nur selten einer oder zwei entgegenwarfen! – Solche Zahlen bestimmten damals die „Herrschaft in der Luft“!

Überall hatte man draußen die wachsende Übermacht zu spüren bekommen – man hätte es sich sagen müssen, daß man mit allem, mit Truppenzahl, Material und Ernährung am Ende war, während man mit den gelichteten Divisionen von Stellung zu Stellung auswich ... aber wenn ich einen politisch wie militärisch so bedeutenden Zeugen wie meinen Feldkompanieführer Eberhard Wildermuth zitieren darf, so hielt man stand „im verdrängten Gefühl des unbrennbaren Zusammenbruchs“ und in jenem Kameradschaftsgefühl, das nun einmal keinem erlaubte, ohne den andern einfach davonzulaufen.

Aber wenn die Westfront so eben noch hielt, so war das gewiß etwas anderes als die Phrase „im Felde unbesiegt“, die hinterher vernebelte, wie sehr der Krieg als ein Weltkrieg verloren war, als die Bundesgenossen, erst Bulgarien und bald auch Österreich-Ungarn zusammenbrachen. Im Lazarett überdachte man wohl mehr als im Frontalltag, wie das weitergehen sollte, wenn sich an den deutschen Grenzen im Süden und Osten neue feindliche Fronten bilden würden; wenn ich die damalige Stimmung recht wiederzugeben weiß, so hoffte man nur darauf, daß das Waffenstillstandsgesuch an Wilson, zu dem die

ganze Lage anfangs Oktober gezwungen hatte, noch zu rechter Zeit zur Einstellung der Kampfhandlungen führen werde. Man empfand das Hin und Her, durch das die Aufnahme der Verhandlungen noch über Wochen hingezogen wurde, als Tücke des Gegners, die uns erst noch tiefer in die Niederlage hinabdrücken wolle . . . und so war man (ich möchte sagen: mit einem verzweifelten Trotz) stolz darauf, daß die Front noch immer hielt und die Stuttgarter Division sich noch am 25. Oktober in einem harten Abwehrkampf behauptete. Ich erfuhr auch, was es kostete – denn ich verlor an jenem Tag zwei liebe Jugendfreunde, und das kann ein Leben nie mehr ersetzen – wie eben Uhlands Lied nicht nur den Toten gilt, sondern auch denen, die ohne ihren guten Kameraden den Weg weiterzugehen haben.

Ich darf dies alles erwähnen als Erklärung, warum man sich noch so wenige Tage vor dem Umsturz und trotz des verlorenen Krieges eine Revolution doch einfach nicht vorstellen konnte: Revolution als blutigen Aufruhr, wie ihn die Berichte aus Rußland beschrieben, konnte sich von unsern Soldaten, unsern Landsleuten keiner denken. Ja, man fühlte wohl, daß etwas gärte und brodelte, doch wenn wir in einem Schoppengespräch der Genesenden von der Gründung einer ‚Weißen Garde‘ auf der Schwäbischen Alb sprachen, so fehlte dem der wirkliche Ernst . . . und es ist ja, Gott sei Dank, auch nicht so gekommen . . .

Als Zeuge jener Tage habe ich in den späteren Veröffentlichungen über Hergang und Zusammenhänge, Schuld oder Versagen doch fast ganz die gründliche lebendige Herausarbeitung vermißt, was sich aus dem Alltag als lähmend und schließlich entscheidend aufdrängte: die furchtbare Not in der Heimat! Gewiß mußte sich auch die Feldtruppe mit dem zunehmenden Mangel herumschlagen – in den Kesseln, die die Essenträger auf dem Rücken in die Stellung schlepten, wechselte „Ulanenhäcksel“ (so nannte man das Dörrgemüse) mit der dünnen Graupenbrühe, die „blauer Heinrich“ hieß. War das schon dürftig genug (und Ruhr und Grippe taten das ihrige dazu), so sah man doch erst zu Hause, daß es dort noch weit schlimmer stand: Brot aus Kartoffelmehl und Kleie, das bald zusammenklebte oder in Brösel zerfiel – „Ersatz“ als Trumpf für Ernährung und Kleidung, so daß der ‚Witz‘ umging von dem Mann, der sich aufhängen wollte und nicht konnte, weil er nur „Strick-Ersatz“ fand . . .

Für die Verpflegung der Genesenden in den Lazaretten war immer noch besser gesorgt, und Uniformen lagen noch genug auf den Kleiderkammern, aber die

Kinder bekamen schulfrei, um Brennesseln als Spinnstoff zu sammeln, und die Schuhmacher nagelten Holzsohlen, weil es kein Leder mehr gab . . . Das Ausmaß, was alles bewirtschaftet (zu deutsch: eben nicht mehr da) war, habe ich erst wieder ganz überblickt, als ich vierzig Jahre später für die Chronik meiner Heimatstadt diese ganzen Beschlagnahme- und Aushilfsverfügungen zusammensuchte: „eine organisierte Hungersnot“ hat ein Neutraler diese Folgen der Feindblockade genannt . . . und dazu als Schlimmstes der Kohlenmangel: die Züge aus dem Ruhrgebiet schafften es kaum noch bis Württemberg, die Städtischen Werke hatten oft nur noch Koks für zwei Tage, das Kochen in den Haushaltungen war auf wenige bestimmte Stunden begrenzt, daheim behelfen sich die Familien im einzigen Zimmer um ein mit Torf beheiztes Kanonen-Öfchen – dazu kam die frühe Verdunkelung, nicht so sehr wegen der Flieger, sondern weil es dann eben keinen Strom mehr gab.

War die blanke Not ein Hauptfaktor für Erschöpfung und „Kriegs-Ekel“ (wie es Conrad Hausmann genannt hat) und damit für die Revolution und ihr Gelingen, so war sie auch ein Hauptgrund dafür, daß sie nicht radikaler weitergeführt wurde: das große Wort „alle Räder stehen still, wenn Dein starker Arm es will“ hatte seine Grenze da, wo binnen weniger Tage ein Chaos eingetreten wäre, und das Hauptverdienst, daß es dazu nicht kam, gebührt nicht Soldaten und Politikern, sondern den Lokführern und Heizern der Eisenbahn, die sich mit dem miserabelsten Brennmaterial unverdrossen plagten, so daß sich die Versorgungslücke nicht zu katastrophalen Folgen ausweiten konnte. Im Grunde war auch das ein Stück der alten Ordnung, die in ihren Pflichtbegriffen den Umsturz überdauerte.

Wie sich im alten Württemberg irgendwie alles kannte, habe ich von nahezu allen damals bestimmten Persönlichkeiten einen Eindruck behalten. Zu ihnen gehörte als alter Freund meines Elternhauses der letzte königliche Innenminister, Dr. Ludwig von Koehler, ein hochgewachsener stattlicher Mann von liebenswürdiger Verbindlichkeit, die ihm ermöglichte, auch mit den Wortführern der ersten revolutionären Kundgebungen zu verhandeln, ohne der Autorität etwas zu vergeben.

Unter ihnen tat sich der damals 23jährige Fritz Rück hervor, damals ein fanatischer Agitator, über den viel Absprechendes verbreitet wurde, das hinterher der genauen Nachprüfung nicht standhielt. Er hat mit bedenkenlosem Einsatz seiner Person die Revolution in Württemberg eigentlich erst angefacht – spä-

Süddeutsche Zeitung

Ausgegeben Samstag, 9. November 1918, abends 9 Uhr

Zweite Ausgabe

Eine neue Regierung in Württemberg Ausrufung der Republik

Stuttgart, 9. November.

Heute abend hat sich im Landtagsgebäude eine neue provisorische Regierung gebildet. Sie erläßt folgenden Aufruf:

An das württembergische Volk!

Eine gemäßigte, aber glücklicherweise unblutige Revolution hat sich heute vollzogen. Die Republik ist erklärt.

Eine neue Epoche der Demokratie und der Freiheit bricht an, die alten Gewalten treten ab und das Volk, das die Revolution bewirkt hat, übernimmt die politische Macht.

Seine nächste Vertretung bildet der aus den Freien Gewerkschaften, der sozialdemokratischen Partei, der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei und dem Arbeiter- und Soldatenrat berufene Arbeitsausschuß, dem sich General v. Ebbinghaus mit seinem Offizierskorps zur Durchführung der erforderlichen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit zur Verfügung gestellt hat. Die genannten Körperlichkeiten werden geeignete Schritte für die Fortführung der Verwaltungsgeschäfte heranziehen ohne Rücksicht auf ihre politische oder religiöse Gesinnung.

Die Regierung ist provisorisch und betrachtet es als ihre erste Aufgabe, eine konstituierende Landesversammlung auf Grund der in unserem Programm bekanntgegebenen Wahlrechtsforderungen vorzubereiten.

Die Regierung wird eine umfassende Amnestie erlassen.

Sie fordert die Bevölkerung auf, die Sicherheitsorgane bei der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu unterstützen, sowie die Arbeit wieder aufzunehmen.

Anerkennene Einnahmen, die sich öffentliche Beamte ausüben, ist mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Berechtigt zu Amtshandlungen sind nur die mit amtlichem Ausweis versehenen Vollzugsorgane.

Für den Schutz von Leben und Eigentum ist Vorzorge getroffen. Die Soldaten gehorchen dem von ihnen gewählten Soldatenrat.

Von den öffentlichen Beamten, insbesondere dem Personal der Verkehrsanstalten, erwarten wir, daß sie weiter ihre Schuldigkeit tun.

Freies Versammlungs- und Vereinrecht ist für alle Zivil- und Militärpersonen gewährleistet.

Es werden umfassende soziale Reformen vorbereitet. Die Bevölkerung der übrigen Gemeinden des Landes fordern wir auf, sich dem von der Stuttgarter Bevölkerung gegebenen Beispiel anzuschließen und in den wirtschaftlichen und sonstigen Beziehungen zur Landeshauptstadt keine Stockungen eintreten zu lassen. Wir werden es als unsere besondere Pflicht ansehen, uns der Interessen der gesamten Bevölkerung des Landes und sämtlicher Erwerbszweige aufs nachdrücklichste anzunehmen.

Wir gratulieren brüderlichen Gruß den Arbeitern und Soldaten aller Länder und fordern sie auf, mit den revolutionären deutschen Volk solidarisches zu handeln und damit einen tätigen, dauernden Frieden der Gerechtigkeit herbeizuführen zu helfen.

Stuttgart, 9. Nov. 1918.

Die provisorische Regierung:

Vorsitz: Mos. Crispian.
Zusätzliches: Blos.
Inneres: Crispian.
Arbeitsministerium: Lindemann.
Finanzen: Talsheimer.
Kult.: Heymann.
Justiz: Mallat.
Krieg: Schreiner.

Dazu kommt folgende

Erklärung:

Ich habe mich bereit erklärt, im Einvernehmen mit dem Soldatenrat mitzubekommen, daß die militärische Ordnung in Stuttgart aufrecht erhalten bleibt.

Den 9. November 1918.

General von Ebbinghaus.

Rundgebung des neuen Reichskanzlers

WTB Berlin, 9. Nov. (Drahtb.)

Der neue Reichskanzler Ebert erläßt folgende Rundgebung an die deutschen Bürger:

Mitbürger!

Der bisherige Reichskanzler Prinz Max von Baden hat mir unter Zustimmung der kaiserlichen Staatssekretäre die Wahrnehmung der Geschäfte des Reichskanzlers übertragen. Ich bin im Begriff, die neue Regierung im Einvernehmen mit den Parteien zu bilden und werde über das Ergebnis der Offenheit berichten.

Die neue Regierung wird eine Volksregierung sein. Ihre Bestehen wird sein müssen, dem deutschen Volke den Frieden schnellstens zu bringen und die Freiheit, die es errungen hat, zu beschützen.

Mitbürger! Ich bitte Euch alle um Eure Unterstützung bei der schweren Arbeit, die unerhört ist. Ihr müßt, wie schwer der Krieg die Ernährung des Volkes, die erste Voraussetzung des politischen Lebens, bedroht.

Die politische Umwälzung darf die Ernährung der Bevölkerung nicht stören!

Es muß die Pflicht aller in Stadt und Land bleiben, die Produktion von Nahrungsmitteln und ihre Zufuhr in die Städte nicht zu hindern, sondern zu fördern.

Nahrungsmittelnot bedeutet Plünderung und Raub mit Evidenz für alle. Die Vermittler würden am schwersten leiden, die Industriearbeiter am bittersten getroffen werden.

Wer sich an Nahrungsmitteln oder sonstigen Bedarfsgegenständen oder an den für ihre Verteilung benötigten Verkehrsmitteln verzweifelt, verhandelt sich aufs Schwere an der Gesamtheit.

Mitbürger! Ich bitte Euch alle dringend: Verlaßt die Straße! Sorgt für Ruhe und Ordnung.

Berlin, 9. Nov. 1918.

Der Reichskanzler: Ebert.



Kundgebung im Hof der Rotebühlkaserne mit Ansprache des Kriegsministers Albert Schreiner

ter hat er sich, vor allem unter dem Eindruck des schwedischen Sozialismus, zu gemäßigteren Auffassungen gewandelt. Bei den ersten Stuttgarter Demonstrationen, bei denen er ein „revolutionäres Manifest“ verlas und die Beteiligung eines Arbeiterrats bei den Waffenstillstandsverhandlungen forderte, hatte er noch keine ausreichende Gefolgschaft, und die städtische Schutzmannschaft sah dem Aufzug gelassen zu, der sich denn auch ruhig verlief, nachdem die Wortführer beim Innenminister Dr. v. Koehler empfangen und angehört worden waren. Wie wenig wirklich „revolutionär“ es sogar bei ihnen zuing, zeigt die Antwort, die einer von ihnen dem Minister auf den Hinweis, daß der König doch immer tadelfrei regiert habe, ganz gemächlich gab: „Ja, aber 's ischt wege dem Sysctem.“

Bedenklicher war es schon in Friedrichshafen, wo bei den großen Flugzeug- und Motorenwerken auf Grund der Dienstverpflichtung eine große Zahl nicht-bodenständiger Arbeiter behelfsmäßig zusammengebracht war und Unzufriedenheit und Agitation einen günstigen Boden fanden. Mein alter Freund, Oberregierungsrat a. D. Boxler, wurde, als er, damals als Kriminalkommissar, einen der revolutionären Wortführer festnahm, von diesem nach seinem Namen gefragt und erhielt auf die Frage, „wozu

wollet Se den wisse?“ die Antwort: „Heut verhaften Sie mich, morgen verhafte ich Sie!“ – Als Boxler mit seinem Bericht nach Stuttgart zurückkam, fand er seinen Vorgesetzten im Hof der damaligen Stadtdirektion (an der Neuen Brücke) damit beschäftigt, einen großen Waschkessel mit Dienststakten zu heizen, und erhielt den Bescheid: „Thun Se Ihren Bericht no au glei mit derzu – mir habe Revolution.“

Den Anstoß zu der überstürzten Entwicklung hatte die Meuterei der Hochseeflotte gegen den Befehl der Admirale gegeben, die in letzter Stunde eine Verzweiflungsschlacht planten. Von der Ausbreitung der revolutionären Matrosengruppen über das ganze Reich erfuhr man wohl von Mund zu Mund, aber noch glaubte man nicht, daß es auch in Württemberg so weit kommen könne – und auch nicht daran, daß es nötig werden könne, die Staatsordnung mit Waffen zu verteidigen. Die sozialdemokratische Führung unter Wilhelm Keil stand ja eben jetzt in Verbindung mit dem königlichen Kabinett wegen des Eintritts in die Regierung.

Was die Bürger, und zumal die Offiziere, gewissermaßen persönlich anging, war der Schutz des Königs gegen irgendwelche Belästigungen und Angriffe, auch wenn man sie im Grunde bei seiner allgemeinen Beliebtheit nicht für möglich hielt. Ich habe ihn in



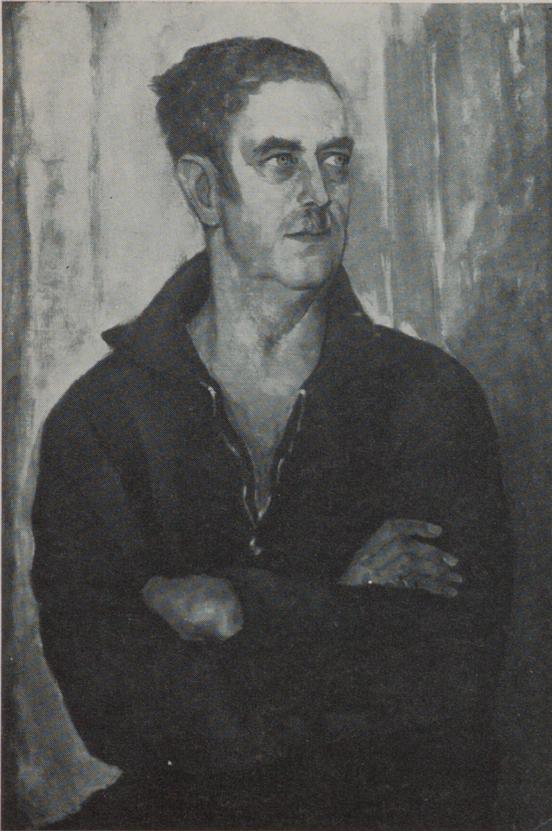
Begrüßung des 7. württ. Infanterieregiments Nr. 125 durch Oberbürgermeister Lautenschlager und Generalmajor Stroehlin

den ersten Tagen, als ich wieder aus dem Lazarett humpeln konnte, wie sonst mit seinen Spitzerhunden auf der Straße gesehen, elegant und in seinem raschen elastischen Schritt, ohne jede Begleitung . . . Aber nun fragte man sich doch, ob das so bleiben könne, und als ich bei der Begegnung mit einem invaliden Regimentskameraden am 8. November erfuhr, daß sich die Offiziere des Regiments, soweit sie sich in Stuttgart befanden, am Abend im Kasino in der Rotebühlkaserne trafen, war ich natürlich auch dort, um mich wie viele andere zu melden, falls eine Wachtruppe für den Schutz des Wilhelmspalasts gebildet würde . . . An mehr hat man auch da nicht gedacht: es war schlechthin unvorstellbar, daß irgendwer nach 4 Jahren Krieg einen Schießbefehl gegen Demonstranten geben würde, die nun eben die Beendigung des Kriegs, der Sorgen und des Hungers verlangten. Hätte einer den König angegriffen – das wäre etwas anderes gewesen! Doch der Kommandeur unsres Ersatzbataillons beruhigte uns: es sei für alle Möglichkeiten vorgesorgt – das einzig Wichtige sei, keine Zwischenfälle herauszufordern, also auch sich während der für Samstag,

9. November, angekündigten großen Kundgebung nicht gerade in Uniform zu zeigen.

Nun, als Lazarett-Insasse hatte ich dazu ohnehin keinen Anlaß, also trieb mich meine Neugier am Vormittag des 9. November in Zivil auf die Straße, wo es zwar etwas lebhafter als sonst zuging, aber erst von etwa elf Uhr ab die geschlossen von Untertürkheim, Cannstatt und Feuerbach heraufgekommenen Demonstrationzüge nach den großen im Schloßhof und auf dem Marktplatz gehaltenen Ansprachen ihren Weg durch die Hauptstraßen fortsetzten. In den Zügen selbst herrschte eine erstaunliche Ruhe, einzig die roten Fahnen sprachen von einer Revolution – ein anderes Bild bot sich in dem Gedränge, das um sie herstrudelte: vor allem jetzt viele Soldaten, die das Lederzeug abgeschnallt und, zum Zeichen, daß die alte Disziplin nicht mehr gelte, die Gewehre mit der Mündung nach abwärts umgehängt trugen; nur die schwarz-weiß-rote Kokarde war als das Zeichen des Kaiserreichs durchweg durch eine rote ersetzt worden.

Am Karlsplatz zeichnete sich in dem Gewühl plötzlich ein Strudel ab, der gegen das Waisenhaus und



Paul Hahn

Gemälde von Käthe Schaller-Härlin

auch gegen das Wilhelmshaus hintrieb – recht deutlich zu erkennen war das aus der Ferne nicht, da dort, über dem heutigen Straßenbahntunnel, eine Anlage die Sicht verdeckte. Durchzukommen war ohnehin nicht, aber das Gesamtbild war jetzt doch ein solches Gegenteil von ‚Ordnung‘, daß ich auf dem kürzesten Weg die Rotebühlkaserne aufsuchte, um zu sehen, was dort im Werke war. Dort war das Tor schon weit aufgerissen, am Westflügel, dem des Siebten Regiments, stand auf einer Tribüne ein Offizierstellvertreter, der dann für einige Tage als Kriegsminister eingesetzte Albert Schreiner, und hielt mit heftigen Bewegungen eine revolutionäre Ansprache, die in dem allgemeinen Trubel niemand verstand und in dem weiten Hof nur recht wenige Zuhörer fand. Aus den Waffenkammern waren Massen von Gewehren geholt worden, die nun im Hof zerschlagen wurden – Offiziere sah ich erst gar nicht, und nach einer Weile den Kommandeur unsres Ersatzbataillons, der von einigen Leuten in roten Arm-

binden ins benachbarte Gouvernement begleitet wurde –, wie ich später hörte, wegen der revolutionären Forderung auf allgemeinen Urlaub über das Wochenende.

Denn dies ist und bleibt das Bezeichnende an dieser Revolution: daß sie nicht in allgemeiner Auflösung mündete, sondern daß die Aufrechterhaltung einer militärischen Ordnung, wenn auch von nun ab Soldatenräte aus der Truppe mitbestimmen sollten, keinen Augenblick in Zweifel gezogen wurde und sogar Schreiner, so radikal er sich später gab, die Unterordnung unter die Offiziere in seinen ersten Bekanntmachungen ausdrücklich unterstrich. Daß das nicht so einfach war, steht auf einem andern Blatt – denn das allgemeine Nachgeben vor der Revolution war doch nicht durchweg in würdigen Formen, vielfach geradezu beflissen liebedienerisch erfolgt. Mißhandlungen von Offizieren habe ich nirgends selbst gesehen, das Abreißen der Schulterstücke und Zerschlagen der Degen war für den, den es zufällig traf und der seine Pflicht im Feld getan hatte, sicherlich ein abstoßendes Erlebnis; in andern Fällen ist es unterblieben ... Man hat diesen Dingen damals wohl zuviel Bedeutung zugemessen, wenn man sich vorstellt, wieviel gewalttätiger, blutiger alles ablaufen könnte.

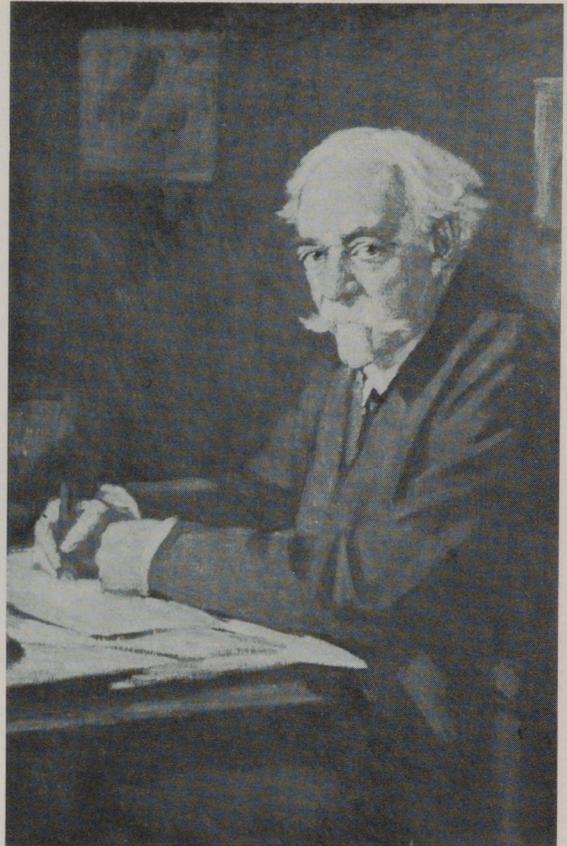
Der einzige massive Angriff am Revolutionstag ist ja, leider, auf das Haus des Königs erfolgt, ausgelöst und angeführt von ein paar Schreibern, wie sie bei jeder Erschütterung der Ordnung oben sind und die darum auch 1933 mit umgekehrten Vorzeichen mit dabei waren. Ohne daß ich damals Augenzeuge war, darf ich hier davon sprechen, weil ich die Legende vom angeblichen „wackeren Schwaben“, der den Sturm aufs Palais abgewehrt und den König gerettet haben will, und die durch die Geschichtsschreibung bis in die Schulbücher gedrungen ist, in mühevollen Studien und Kämpfen entlarvt habe; aber auch die lokalpatriotische Entschuldigung, es seien keine Landeskinder, sondern „Reingeschmeckte“ und zugereiste Sturmvögel der Revolution gewesen, läßt sich nun einmal nicht aufrechterhalten. Der Kampf um die Richtigstellung dieser Dinge hat mich in späteren Tagen in Achtung und Freundschaft mit Wilhelm Keil zusammengeführt, dessen bestimmtem und bescheidenem Wirken in der sozialdemokratischen Parteiführung das Land ebensoviel verdankt wie dem Aushalten der Beamten und Offiziere in ihrem Dienst, zu dem sie der König bei seinem Scheiden aufforderte.

Obwohl es für die Heilung meiner Wunde besser gewesen wäre, die mich dann 50 Jahre lang mit immer neuen Rückfallentzündungen geplagt hat –

war es mir nicht möglich, in solch unruhiger Zeit untätig im Lazarett zu sitzen, und ich hielt es für meine Pflicht, mich zum Dienst zu melden. Ohne Überheblichkeit gesprochen: allzuviele haben nicht ebenso gedacht, und so kam man recht oft an die Reihe und bekam dabei manchen Einblick in jene seltsamen Wochen: erst einmal die Bekanntschaft mit den Soldatenräten, die in jeder Truppe „gewählt“ worden waren – das heißt: die Mehrheit hatte durch Zuruf den bestätigt, der in einem kleineren Kreis schon dafür bestimmt war, oder aber auch, wer sich berufen fühlte, in der neuen Morgenluft eine Rolle zu spielen. Die wirklich politischen Köpfe waren weiterdelegiert worden in den Garnison- und später Landes-Soldatenrat; von ihnen lernte ich später manchen als klugen und verantwortungsbewußten Mann kennen, meist alte Sozialdemokraten, die um der Sache willen ihr Amt ausübten und sich früher oder später still und ohne Dank in den Beruf zurückzogen. Über einige andere, die zeitweilig einen gefährlichen politischen Ehrgeiz entfalteten, ist die Entwicklung rasch hinweggegangen. Daß einige dunkle Existenzen sich plötzlich hochzuspielen verstanden, kann niemand in Abrede stellen – in Stuttgart stand eine Weile ein wegen Unzuverlässigkeit abgemeldeter früherer Rechtsanwalt im Vordergrund und hielt sogar die Begrüßungsansprache beim Einzug der Frontregimenter – das war denn doch zuviel und hat, wie so manche Torheit solcher Eintagsgrößen, den Gesamteindruck der großen Leistung, daß man durch die Klippen des Umsturzes überhaupt so weit gekommen war, nachhaltig geschmälert.

So führte bei unserem Ersatzbataillon ein Mann das große Wort, den niemand im Regiment je gekannt hatte; dann kam durch ein Fahndungsersuchen an den Tag; daß er als Überläufer in einem französischen Gefangenenlager eine dunkle Rolle gespielt habe. Die wenigen Figuren, die in den Arbeiter- und Soldatenräten ein Mitspracherecht auch für die Deserteure forderten, haben zwar keine praktische Bedeutung erlangt, aber als Beispiele der späteren Dolchstoß-Legende gedient.

Im allgemeinen aber waren die Soldatenräte nicht nur „gut zu haben“ – und diese Erfahrung habe nicht nur ich als kleiner Leutnant gemacht –, sie schienen geradezu froh, wenn ihnen jemand einen unangenehmen Dienst abnahm, und deren gab es viele: da war die „Ronde“ mit dem Streifendienst am Nordbahnhof, wo ganze Züge mit Heeresgut die Plünderer anlockten, die für den, der sie bei ihrem nächtlichen Treiben störte, sogar schlechtgezielte Schüsse bereit hatten. Aber im Grunde machte man sich nur ver-



Wilhelm Bloch

Aufnahme H. Kauffmann

lorene Liebesmüh', da die Bestände dann offen bei Tage verschoben wurden.

Dem Buchstaben nach galt die Alarmbereitschaft im Kasernendienst auch für irgendwelche Unruhen, die in der Stadt ausbrechen konnten; nur hatte man keine Leute mehr, die dafür auch ausgerückt wären. Unvergeßlich ist mir die Entrüstung eines Soldatenrats, als ich ihn fragte, wie er sich das vorstelle und wer dann die Errungenschaften der Revolution verteidige? Zum Glück waren sie noch nicht bedroht, denn der radikale Flügel fühlte sich noch zu schwach und setzte sich mit der sozialdemokratischen Mehrheit erst nur in Wortgefechten auseinander. Der Kriegsminister *Schreiner* hatte sein Amt schon nach acht Tagen wieder abgegeben, um sich ganz der Umsturzpropaganda als Führer des Spartakusbundes zu widmen, aber der energische Soldat wirkte als Redner mehr wie ein Dozent statt als feuriger Agitator. Sein Nachfolger als Minister, Feldwebel *Ulrich Fischer*, hatte sich in der Sturmabteilung unserer Felddivision



Bahnhofturm mit Königstor und Marstall

Zeichnung von Paul Bonatz

ausgezeichnet; auch sein Wirken war nur kurz, da er bei den Januar-Unruhen die Aussichten des radikalen Flügels überschätzte und darum „schief lag“. Auch Edwin *Hoernle*, der dann bei jenem folgenden Putsch die Hauptrolle spielte, hörte ich einmal im Gustav-Siegle-Haus, wo er behauptete, die deutsche Revolution habe keine Hungersnot zu fürchten, weil *Rußland* uns mit seinen unermesslichen Vorräten helfen werde, während der neue Sowjetstaat damals selbst noch auf Jahre hin mit größter Not zu kämpfen hatte. Dann waren da als unberechenbare Macht noch die Matrosen, voran ihr Führer *Schneider*, ein unheimlich wirkender Draufgänger (um mit seinem späteren Waffenbruder Wildermuth zu reden, „vom Aussehen eines oberflächlich gezähmten Gorillas“). Es war eine der größten Überraschungen, daß er mit seinen Kumpels hernach eine zuverlässige Stütze der provisorischen Regierung wurde ... während der Abenteurer *Reissing*, der sich gleichfalls Obermatrose nannte, obwohl er kein Kriegsschiff gesehen hatte, ein Vorkämpfer der Spartakisten blieb und erst 20 Jahre später als Leibwächter des NS-Reichsstatthal-

ters wegen Ermordung eines Polizeibeamten doch noch von seinem Schicksal ereilt wurde.

Entgegen allen hohnvollen Vorwürfen ist es nicht richtig, daß sich das Bürgertum nach der Überraschung des 9. November scheu versteckt habe – im Gegenteil: es forderte das Mitspracherecht von Bürgerräten, für die sich unter anderen Paul *Bonatz* und Fritz *Busch* einsetzten, aber wo es durch Störversuche radikaler Gegner zu Diskussionen kam, machte man auch damals schon die Erfahrung, wie wenig so mancher Mann von Bildung und Verstand für das politische Debattieren geschult war. Ein im Feld vielfach verwundeter Reservehauptmann, der spätere Landtagsabgeordnete Fritz *Wider*, rief auch die Offiziere zum Zusammenschluß auf und fand ehrlichen Beifall, als er zur Selbstreinigung des Standes von den Elementen aufforderte, die ihn durch schlechtes Beispiel im Krieg „verhunzt“ hätten ... Ich war von meinen jungen Kameraden in den Vorstand dieser Gründung geschoben worden (juristisch nicht unbedenklich, da ich nicht einmal mündig war!) und suchte in meinem jugendlichen Tatendrang hier einen



Erster Besuch des Reichspräsidenten Ebert in Stuttgart ohne „Großen Bahnhof“ und ohne „Weiße Mäuse“

Ansatz politischer Willensbildung – doch er endete schnell auf der Sandbank der Versorgungsansprüche und „wohlerworbener Rechte“.

Aufgewogen wurde diese Enttäuschung durch die Bekanntschaft mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit: in jener Offiziersversammlung trat mit der Aufforderung, unter den neuen Verhältnissen positiv mitzuarbeiten, als Mitglied des Landessoldatenrats ein Landwehrlieutenant in blauem Zivilanzug, weichem Kragen und salopper Krawatte auf – alles geradezu eine Häufung von Abwehrgründen für manchen der durch die Revolution verprellten Kameraden. Dieser Leutnant *Hahn*, der als Plakatzeichner vor dem Krieg durch das an allen Bahnhöfen angebrachte Werbeschild „mir fehlt ein Mayserrhut“ einen ersten Erfolg zu buchen hatte, war von seiner Gebirgstruppe aus Isny in das Stuttgarter Soldatenparlament entsandt worden. Dort im Oberland hatte sich nun am frühesten die Notwendigkeit verlässlicher Schutztruppen ergeben, als zwei kroatisch-ungarische Divisionen, die sich Ludendorff in der ärgsten Bedrängnis an die Westfront ausgeliehen hatte, nach dem Zusammenbruch ihres k. und k. Heimatstaates etwas regellos nach Hause zogen. Da in den Kasernen der größeren Städte die solidesten Leute schnell zu Beruf und Familie drängten, gewannen überall die Nichts-

tuer und Unruhestifter mehr und mehr die Oberhand, und so erschien eines Tages der am 10. November zum Ministerpräsidenten der Provisorischen Regierung bestellte 70jährige Sozialdemokrat Wilhelm *Blos* mit seinem 1848er-Schlapphut in Paul Hahns Dienstzimmer im Generalkommando (der heutigen Bundesbahndirektion), lehnte seinen Regenschirm in die Ecke und fragte, ob er hier bei der richtigen Stelle sei, die über zuverlässige Soldaten verfüge. Aus dieser Begegnung wurde ein Vertrauensverhältnis, durch das dem Lande viel erspart wurde.

Ich gestehe frei und schäme mich auch heute nicht: ich war damals noch lange nicht so verständig, und man konnte auch nicht verlangen, daß jeder mit dem Umsturz die Überzeugungen, in denen er erzogen worden war, wie ein Hemd wechseln solle. Halt und Richtung erwartete man bei der *Fronttruppe* – und mit Recht, denn über die Zukunft der Heimat konnte nicht ohne die Männer entschieden werden, die sie über vier Jahre lang verteidigt hatten. In ihrer gewohnten Haltung kamen sie drei Tage vor Weihnachten in die neuen Verhältnisse zurück, die mancher nicht fassen konnte.

Aber zur *politischen* Aktivität reichte ihr Zusammenhalt nicht mehr aus – sie hatten die Heimkehr verdient, die Entlassung war ihr gutes Recht. So muß

ich nach meinen persönlichsten Eindrücken hinter die historische Schablone vom Draht zwischen *Ebert* und *Groener*, vom „Bündnis der Sozialdemokratie mit den Offizieren zur Niederwerfung der radikalen Bewegung“ ein großes Fragezeichen machen: die letzte große Leistung der Heeresleitung und Truppenführung war die geordnete Zurückführung des Feldheeres in der kurzen nach dem Waffenstillstand gegebenen Frist, wobei unser schwäbischer Landsmann Walther Reinhardt als preußischer Kriegsminister ganz besondere Verdienste erwarb. Was danach in Württemberg geschah, war nicht von Berlin oder irgendwoher sonst organisiert – in Bayern lief es ja in einer noch ganz anderen Richtung! –, sondern hier war es der gesunde schwäbische Sinn, der im eigenen Haus die Ruhe schaffte, die man endlich brauchte, und zwar, das darf gesagt werden, mit einigen kurzen entschlossenen Aktionen, die die allerwenigsten Opfer forderten, als irgendwo sonst im Reich und selbst als manche heutige Demonstration! Lange später hat mir ein Forscher, der mit den Dingen nicht in unmittelbarer Berührung gewesen war – der Reichsarchivrat Müller-Loebnitz (der im Generalstab nicht mit Unrecht der *G'scheitl*-Müller genannt worden war) –, bestätigt, wie er auf Grund aller Unterlagen zu dem Schluß gekommen sei, daß Württemberg – und in Württemberg eben Paul *Hahn* – der Faktor war, der für ganz Süddeutschland die entscheidende Konsolidierung ermöglicht habe. Wie es *Hahn*, der anfangs mit so starkem Mißtrauen zu kämpfen hatte und seinerseits durchaus nicht dem Satz „helf' was helfen mag“ folgte, schließlich fertigbrachte, die verschiedenartigsten Kräfte, den Obermatrosen *Schneider* wie den königstreuen Freiherrn *vom Holtz* und als Matadoren für die neue Truppenwerbung einige angesehenen Feldoffiziere zu gewinnen, bleibt das Geheimnis seiner Persönlichkeit – seine stets unbeirrte Lagebeurteilung entsprang einer Art sechstem Sinn und der ungewöhnlichen Gabe, die rechten Leute auf die rechte Spur zu setzen. Später, als er als Oberpolizeidirektor im festen Alten Schloß residierte, ließ er sich schon morgens beim Rasieren von seinen ‚Kavalieren‘ (wie er seine Nachrichtenleute nannte) das Neueste berichten und war schon im Bilde, bevor die Rapporte aus dem Land zusammenkamen. Im Januar 1919 aber, als der Spartakusbund bewaffnet nach der Macht griff, hatte er mit Scharfblick den noch unfertigen Neubau des Stuttgarter Hauptbahnhofs zu seiner Zitadelle gemacht. Hier brachte er die Regierung unter, die, trotz aller Warnungen dann

doch vom Ausbruch der Unruhen überrascht, einige Stunden in der verdunkelten Stadt umhergeirrt war – von hier aus dirigierte er die spärlichen Kräfte seiner Freiwilligen, die sich aber nun, als es knallte, fast stündlich mehrten, so daß er nach den ersten kritischen Stunden eine zuverlässige Ordnungsmacht in der Hand hatte.

Die Absicht der Gegner war gewesen, die Wahlen zur verfassunggebenden Landesversammlung am 12. Januar und zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar zu stören und sich mit Waffengewalt in den Besitz zweier großer Stuttgarter Zeitungen zu setzen, um so den Druck ihrer Gegenpropaganda zu ermöglichen. Beides wurde durch den entschlossenen Einsatz der Sicherheitstruppe verhindert – im Grunde schon durch ihr Auftreten noch ohne Waffengebrauch; ich kann die Erzählung nicht nachprüfen, ob der einzige Feuerstoß eines Maschinengewehrs in der Büchsenstraße dadurch ausgelöst wurde, daß der Posten ein Wurstpaket, das ihm ein Bürger aus dem Fenster zuwarf, für eine Handgranate gehalten und in der Aufregung durchgedrückt habe – nach dem Feuer durch Dachschützen und Handgranaten aus dem Hinterhalt in den Stunden vorher wäre es zu verstehen . . . die meisten der sieben Todesopfer jener Unruhen sind durch verirrte Kugeln getroffen worden – dagegen wurde der Stuttgarter Arzt Dr. Dopper, als er den Truppen zuwinkte, heimtückisch in den Rücken gestochen, und bei einer Absperrung am Leonhardsplatz war ich Zeuge, wie ein auf meinen Kompanieführer Wildermuth angesetzter Bravo schon die Pistole auf ihn angeschlagen hatte, als eben noch einer unserer Leute dazwischenfuhr.

Die Schauplätze jener unruhigen Stunden haben sich seither so sehr verändert, daß man sich die Bilder von damals kaum selbst noch vergegenwärtigen kann. Nicht vergessen darf ich aber neben den Freiwilligen, die sich zum Dienst mit der Waffe einfanden und nach Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung wieder an Schreibtisch und Werkbank zurückkehrten, jene ehrenamtlichen Wahlhelfer, die in den Wahllokalen, auch in den abgelegensten Vororten, bis tief in die Nacht bei den ihnen anvertrauten Wahlunterlagen ausharrten, bis unsere Einsatzkommandos, mit dem Maschinengewehr auf dem Dach des Pkw, von einer Stelle zur anderen alles eingesammelt und gesichert hatten. Es war für mich ein tiefer Eindruck – ein Hauch vom Inbegriff einer *Volkswahl*, deren gesicherte Durchführung das Schicksal der Heimat auf lange hin zum Guten bestimmen sollte.



Ostalb-Landschaft um Schwäbisch Gmünd. Sehr klar die belichteten und die im Schatten liegenden, die offenen und die bewaldeten Flächen und ihre charakteristischen, die Schichtgrenzen anzeigenden scharfen Kantenlinien. Morphologisch handelt es sich hier um Zeugenberge, die vom Albrauf abgetrennt sind und Zeugen verschwundener Kalkmassen darstellen. Deutlich die Machart mit sich kreuzenden Horizontal- und Vertikalstrichen und Diagonalen, um den Vorder-, Mittel- und Horizontalabschluß sichtbar zu machen. Aufnahmen S. 243–247: Ulrich Müller

Die württembergische Landschaft

Zum 100. Geburtstag von Felix Hollenberg (1868–1945) am 15. Dezember

Von Ernst Müller

Der Gegenwart ist der Rheinländer-Westfale Felix Hollenberg historisch. Ob er eine Größe ist oder einer unter vielen, hat die im ersten Halbjahr 1968 im Reutlinger Spendhaus aufgemachte Gedächtnisausstellung eindeutig zugunsten der Größe entschieden. Mit 148 Stücken war der wesentliche Teil seines graphischen Werkes zu sehen. Ätzungen aus vier Jahrzehnten, gemischt mit verwandten Kaltnadelstücken. Wichtiger noch ist das für die Ausstellung fertiggestellte monographische Werk, dessen Verfasser und Ordner Adolf Schahl heißt. Im Einleitungsabschnitt ist zu lesen: Hollenbergs Freund und erster Biograph J. A. Beringer schätzte nach Angaben des Künstlers selbst den Umfang der Produktivität wie folgt: bis zum Jahr 1918 Ölstudien und Gemälde 1000, Aquarelle und Zeichnungen 3000,

die vorhandenen Drucke 11–12000; 1924 vermehren sich die Drucke seiner Radierungen auf 15000; 1931 auf 40000. Die von Hollenberg vorgenommene Verlagerung (aus Stuttgart) gegen Kriegsende hat diesen Bestand auf einen Bruchteil seines Umfangs verringert.

Der von Schahl chronologisch zusammengestellte Werkkatalog (1889–1938) enthält 279 Ätzungen, Kupferstiche, Kaltnadelarbeiten, Schabkunstblätter, 63 Exlibris, 8 gezeichnete und zinkographierte Exlibris, 20 Neujahrsglückwunschkarten und 6 Lithographien. Ferner sind Drucke von einigen kleinen Versuchsplatten vorhanden. Die eine zeigt verschiedene Strichgruppen, sie diente zur Darstellung der verschiedenen Wirkung radiierter Striche durch andersartige Behandlung beim Drucken (Wischen mit



Stark mit dunklen Tönen durchsetztes, von einem nahen Augenpunkt aus radiertes Bild, das als helle Kontrastflächen die Giebelseiten dörflicher Häuser und herausradierte Dolomit-Felsen hat. Hier hat der Künstler eine ihn interessierende Stunde der Dämmerung gewählt, in der das Auge die Hell-Dunkel-Kontraste schärfer sieht. Daß es sich hier um ein rauhes Albtal handelt, das zur Donauseite hin sich erstreckt, ist leicht zu erkennen.



Oberschwäbische Landschaft in der Gegend von Schussenried. Die stark eingeebnete Glazial-Landschaft mit ihren sauren Wiesen im Vordergrund, dem Waldstreifen in der Mitte, der zugleich den Horizont bildet, über dem sich ein weiter Himmel mit unruhigen gestrichelten Wolken erhebt, hat die monumentale Flächigkeit, die wir im nördlichen Oberschwaben beobachten können.



Eine Moorlandschaft mit wenig Himmel und einer breiten Fläche von charakteristischen Graustufen, in die verkrüppelter Baumwuchs als ornamentaler Zierat eingezt ist.

dem Lappen, Wischen mit der Hand, Aufreißen). Drei weitere Platten zeigen Punzenproben, ebenfalls mit verschiedener Behandlung beim Drucken.

Das Werkverzeichnis Schahls beruht auf dem von Hollenberg 1905 angelegten und fortlaufend geführten „Verzeichnis der Originalradierungen“ mit Numerierung, Bezeichnung des Plattenmaterials, Bildtitel und Maße. Hinzugefügt wurde diesem Verzeichnis die in die Platte radierte Jahreszahl samt Monogramm. Ferner wurden dem Hollenbergschen Verzeichnis die Plattenzustände beigegeben, wobei die römischen Zahlen die Zustände, die arabischen Ziffern die Anzahl der von dem Zustand gemachten Drucke bezeichnen.

Ein Überblick gestattet, die gesamte Produktion des Radierers in Landschaftsblätter und Gebrauchsgraphik einzuteilen. Zu den Landschaften müssen freilich noch jene Reproduktionswerke gezählt werden, die Hollenberg eigentlich erst in den Schulen, bei den Studenten und den Freunden württembergischer Landschaft bekannt gemacht haben. Wir nennen die sechs Landschaften aus Langenburg und Umgebung (Auf Agnes Günthers Spuren) im farbigen Offset-

verfahren (1918). Der Künstler schätzte diese Drucke gar nicht. Besser waren die späteren Folgen von der Schwäbischen Alb (nach 12 Aquarellen) und dem Neckarland (nach 6 Aquarellen). Mit einem Begleitwort von Hans Reyhing fanden diese Blätter Zustimmung und Anklang. Am wertvollsten möchte ich Hollenbergs Illustrationen von Werken des Geologen und Morphologen Professor Dr. Georg Wagner bezeichnen. Was ein Muschelkalk-, ein Keuper- und ein Buntsandsteintal ist, das wird nicht nur der Wissenschaftler, sondern auch der für morphologische Formen wache Liebhaber an den knappen Zeichnungen, etwa in „Berg und Tal“ (1922) oder in der „Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte“ (1931) sofort erkennen. Ich möchte als besonders geglückte Modelle noch die Illustrationen zur württembergischen Gesamtlandschaft nennen, die im Werk zum 25. Jubiläum König Wilhelms II. zu finden sind. Freilich darin hat Schahl sicher recht: trotz aller künstlerischen Gewissenhaftigkeit und genauen Beobachtungsgabe – einen Vergleich mit der Originalgraphik halten diese wissenschaftliche Ergebnisse festhaltenden Illustrationen nicht aus. Das



Regenwand, beobachtet in einer oberschwäbischen Landschaft. Den Radierer interessiert die Proportion ein Drittel schwarzer Boden zu zwei Drittel Himmel in Graustufen. Die Wolken ohne Regen sind horizontal geätzt, der Regen stürzt in vertikalen Linien auf die Erde. Das hell ausgesparte Rechteck hebt sich als Weißkontrast um so stärker von den Graustufen und den Dunkeltönen der Bodenfläche ab.

künstlerische Element erscheint in ihnen zurückgedrängt und die Phantasie gebunden an Strukturen, die von meßbaren Proportionen bestimmt sind.

Wie aber ist der Künstler Hollenberg zu orten? Da er in der Hauptsache Landschaftler ist und den weitest größten Teil seiner Produktion dem Ätz- oder Radierverfahren verdankt, schränkt sich unsere Frage auf jene Voraussetzungen ein, die einem Künstler in der Epoche des Impressionismus und des Jugendstils selbstverständlich waren. Schahl benennt zwei Voraussetzungen: die deutsche Landschaftsmalerei des Naturalismus und die Wiedergeburt der Originalgraphik nach der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ohne auf die Düsseldorfer Lehrjahre und die seit 1888 in Stuttgart fortgeführten Studien an hiesiger Kunstakademie näher einzugehen, gehen wir gleich mitten in die Sache der von Frankreich ausgelösten Entdeckung der Originalgraphik. Wie stellt sich Natur dem Radierer vor? Wie können wir ein schwieriges Verfahren heute, etwa im Blick auf die Reutlinger Ausstellung, nacherleben? Im Vergleich zur Malerei Hollenbergs zeigt seine Radierkunst

jenen Einklang von hellem oder dunklem Tonwert, den die Farben auf seinen Bildern nicht haben. Der Analytiker des Jugendstils August Endell faßt das so zusammen: „Wen niemals die köstlichen Biegungen der Grashalme, die herbe Jugendlichkeit spießender Blattknospen in Entzücken versetzt haben, wen nie die wuchtige Gestaltung einer Baumwurzel, die unerschütterliche Kraft geborstener Rinde, die schlanke Geschmeidigkeit des Birkenstammes, die große Ruhe weiter Blättermassen gepackt und bis in die Tiefe der Seele erregt haben, der weiß noch nichts von der Schönheit der Formen.“

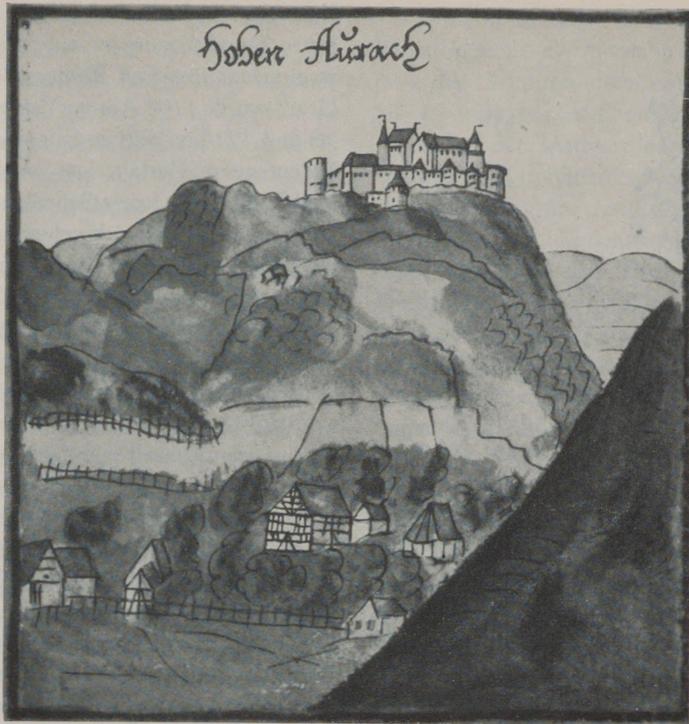
Die Ausstellung zeigte Beispiele des Hollenberg'schen Jugendstils solcher Darstellungen von getürmten Wolken, kahlen oder belaubten Bäumen, Spiegelungen im Wasser, dunklen Moorweihern und Schilfen seiner nördlichen Heimat, alles im Endellschen Sinn beseelte Natur eines gefühlten Ganzen oder eines Stimmungswertes, aber durchaus in edle, ornamentale sich wiederholende Formen verwandelt – beseelte Natur, sagen wir, die nicht von einem Motiv oder Schema vorgeprägt ist. Beachtlich der Zug, den

Tiefenraum in Flächen aufzulösen, die Naturformen dem Menschaugen entgegenzubringen. Was der württembergische Landschaftler Otto Reiniger, mit dem Hollenberg befreundet war, in einer breitpinselfarbig äußerst differenzierten Weise für die Naturausschnitte des fließenden Feuerbachs oder die Frühlinge im Remstal, nämlich Natur als Stimmungsganzes ohne Staffage und ohne Menschen, bildhaft machte, das gelang nun auch dem Radierer Hollenberg: „das Motiv des strömenden, quirlenden und strudelnden Wassers, in dem sich das Licht bricht“ in ungemein abgestuften Tonwerten von Hell und Dunkel ganz im Sinne des beseelten Impressionismus zu gestalten. Wieweit ihn die Franzosen, wieweit ihn der württembergische Radierer Heinrich Seufferheld gefördert und angeregt haben, mag dahinstehen, auf jeden Fall weiß nun der Künstler Hollenberg, daß er Abendlicht, Dunst und Wolken, Himmel und Luftraum seiner Vorstellung entsprechend nur mit der Radiertechnik auf höchste künstlerische Qualität bringen konnte. Dazu Schahl Seite 20: „Seit 1905 wachsen seine Ausdrucksmöglichkeiten mit der Ausdehnung der technischen Mittel auf Körnungen der verschiedensten Arten und chemisch oder mechanisch verstärkte Plattentöne, ferner zunehmender Erfahrung mit Ätzwassern, Plattenmaterial und Druckverfahren. Die Abwendung von der ‚dicken Malerei‘, wie er sagt, und Hinwendung zu einer mehr lasierenden, tonig differenzierenden Flächenmalerei macht sich in der Radierung durch verstärkten Gebrauch der Roulette bemerkbar. Auch die Hervorkehrung einer mehr konstruktiven Gesinnung in der späten Zeit ist den Radierungen anzumerken.“

Jetzt entstehen jene Blätter, die den Hauptteil der Ausstellung ausmachen und die im engeren Sinn als die radiertechnische Eroberung der verschiedensten württembergischen Landschaftsteile, insbesondere des bewegten Schichtstufenlandes der Trias, wie es geradezu klassisch in Württemberg ausgebildet ist, anzusprechen und zu verstehen sind. Hollenberg erweitert mit solchen Blättern ein gewissermaßen subjektives Betrachten der Natur und ihrer Sprache zu einem objektiv gegenständlichen Betrachten, indem er nicht mehr Motive, sondern den *pars pro toto* einer Landschaft überblickt und in ihrem bleibenden Formenwert erfaßt. Das Lautertal der Münsinger Alb, die Feldfluren der Gemengelage, die Grenzen der Felsen und ihrer Bewachsung, die charakteristischen Kuppen der Mittleren Alb usw. Die Mulden der Trockentäler werden jetzt nicht mehr als Einzelsubjekte geistig erinnert, sondern in ihrem

einer bestimmten Landschaft das Gepräge gebenden Ensemble, ihrer Hinordnung zueinander. Recht gut formuliert Schahl: „Das Bildgesetz wird aus dem Bildungsgesetz der Erdgestalt gesteigert.“ Die Geologie bedeutete ihm dabei eine Art „Anatomie- oder Proportionslehre“, wie er in seinem Buch „Das Radieren, die Ätzkunst und der Kupferdruck, ein Handbuch für Malerradierer“ zur Ästhetik der Radierung bemerkt. Im Gesamtopus nimmt die niederrheinische Landschaft mit 87 Stücken die größte Stelle ein, die Blätter aus Stuttgart und Umgebung mit 63 die zweitgrößte Stelle, mit 57 Blättern die Schwäbische Alb die drittgrößte Stelle und die kleinste Stelle Oberschwaben bei Schussenried mit 15 Blättern.

Wir sagten schon, der Hauptwert Hollenbergscher radiierter Landschaft sei der Ton und die aus den Tonfolgen sich ergebende Stimmung. Die Struktur des Bildes wird durch die Plattenform bestimmt. Die Platte ist eine Fläche, in die der Strich hineingeschrieben (gezeichnet) wird. Der Bildton entsteht durch den Ätzzvorgang, den der Künstler nach dessen eigenem Gesetz nur beobachten kann. Schwarz und Weiß bezeichnen die äußersten Pole des Tonumfangs. Zwischen den Extremen liegen als sich steigende Grautonreihe die Zwischentöne, die vergleichbar mit niederen und hohen Tönen der Musik, das Kontinuum der Raum-Zeit-Dynamik ausmachen. Hollenberg selbst verglich seine Tonmalerei mit der so viele Zwischentöne enthaltenden Musik von Johannes Brahms. Die tiefsten Stellen liegen in Bäumen, Büschen und beschatteten Ufern, die hellsten im Himmel und dem Gewölk. Im allgemeinen orientiert sich der Künstler nach einer Tonfolge, die von dunklen Grautönen ins Helle führt, also von Moll nach Dur, wobei die Tonfolge eine rhythmische und melodische Ordnung befolgt. Der Platte folgend ordnen sich die Bildstrukturen der Tonfolgen in Grundrichtungen Senkrecht und Waagrecht. Raum gewinnt Hollenberg dadurch, daß er zu den Grundrichtungen Tiefendiagonalen zieht. Am Ort der Überkreuzung von Vorder- und Hintergrund entsteht dann meist ein Seen oder Mulden andeutender stiller Mittelgrund. Gehen die Diagonalen in Horizontale über, so schaffen sie flächenparallele Schichten von stark verebnender, den Raum aufhebender Kraft. Bei Landschaften mit hohem Augpunkt rückt der Hintergrund ins Unendliche weg, bei tiefem Augpunkt verläuft die Horizontallinie im Mittelgrund. Ein Wechsel von Unendlich und Nahe setzen die grandiosen Hollenbergschen Himmel mit den schweifenden Wolkenlinien voraus.



Hohenurach. Aus dem Skizzenbuch von Ochsenbach um 1620

Konrad von Urach Generalabt der Zisterzienser und Kardinalerzbischof von Porto und St. Rufina

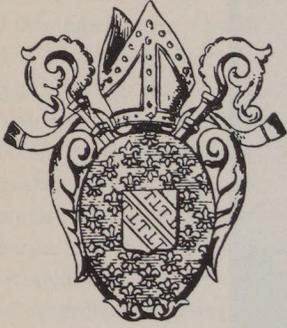
Von Martin Brecht

Im Gedenken an den Uracher Eugen Munz

Es ist eine auffallende Tatsache, daß das Schwabenland im Hochmittelalter nicht eben viele wirklich bedeutende Kirchenmänner und Theologen hervorgebracht hat. Zwar fehlt es nicht an tüchtigen Bischöfen und Äbten, die in ihren Diözesen und Sprengeln Wackeres geleistet haben – europäisches Format jedoch erreicht kaum einer unter ihnen. Immerhin kann man für das 13. Jahrhundert Albert den Großen (gest. 1280) aus Lauingen nennen, den doctor universalis, einen der großen scholastischen Theologen. Aber er bildet doch fast die Ausnahme von der Regel. Die Ursache, warum die schwäbischen Kleriker nicht Karriere machten, mag mit darin zu suchen sein, daß Schwaben damals des eindeutigen

und beherrschenden kirchlichen Zentrums entbehrte, das es in karolingischer Zeit in St. Gallen und der Reichenau gehabt hatte und später mit seinen Universitäten wieder erhielt. Im Hochmittelalter jedoch entwickelte sich keiner der Bischofssitze in diesem Raum zu einer bedeutenden Metropole. Zwar gab es alsbald zahlreiche Niederlassungen der Bettelorden. Aber sie waren mit anderen, vor allem seelsorgerlichen Aufgaben zu beschäftigt, um ein solches Zentrum zu schaffen. Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Kirche gab es darum gleichfalls eher außerhalb Schwabens. Das Beispiel Alberts des Großen, der in Italien studiert und dann vor allem in Paris und Köln lehrt, zeigt es deutlich.

CLAIRVAUX



Wappen von Clairvaux

Unter diesen Umständen verdient der Schwabe, der etwa ein Menschenalter vor Albert zu den Ersten der Kirche gehört hat, einiges Interesse: Es ist Konrad aus dem Haus der Grafen von Urach. Keiner seines Hauses ist so hoch gestiegen und hat so in die Weite gewirkt wie er. Er ist zwar der Forschung durch einige Arbeiten bekannt, wobei allerdings nicht einmal hier die jeweiligen Ergebnisse immer integriert sind, sonst aber ist Konrad eine vergessene Gestalt. Die Beschäftigung mit ihm ist aber darum einigermaßen lohnend, weil er gelebt und gewirkt hat in einer Zeit großer Fragen und Umbrüche, in Ansätzen immerhin mitbeteiligt, wo es galt, dem Neuen den Weg zu bahnen. In seinem vielfältigen Wirken werden die Züge einer bedeutenden Persönlichkeit erkennbar. Sie nachzuzeichnen beabsichtigt der vorliegende Versuch. Er muß allerdings darauf verzichten, Konrads Tätigkeit bis in jede einzelne Maßnahme und Verästelung zu verfolgen. Das würde nicht nur den gesteckten Rahmen sprengen, das würde bei Konrads weitgespannten Aktionen zwischen England und Ungarn und zwischen Dänemark und Italien heute immer noch fast so schwierig sein wie schon vor hundert Jahren (Roth v. Schreckenstein).

Der Uracher Grafensohn

Nach seinem späteren Werdegang zu schließen muß Konrad vor 1180 geboren sein; ob in Urach oder anderswo ist unbekannt. Er war der zweite Sohn des Grafen Egino IV., des Bärtigen, von Urach (gest. 1230). Seinen Familienbeziehungen nach gehörte das Uracher Grafenhaus zu den ersten in Schwaben. Konrads Mutter war Agnes von Zähringen. Die angesehene und bedeutende Zähringensche Verwandtschaft sowie der Umstand, daß er als nachgeborener Sohn nicht zur Herrschaft kommen konnte, haben

Konrads Schicksal zunächst bestimmt. Nur im geistlichen Stand konnte er aufsteigen. Wie er wurden zwei seiner jüngeren Brüder Mönche: Berthold von Urach wurde 1198 Abt zu Tennenbach, 1207 zu Lützel und 1215 im reichen Salem, auch er offenbar eine bedeutendere Gestalt. Der wohl wesentlich jüngere Rudolf trat ins Kloster Bebenhausen ein, wo er 1254 Abt wurde. Er hat sich später um Konrads Klostergründung in Güterstein gekümmert. Es fällt auf, daß alle drei Brüder sich dem damals strengen und aufblühenden Zisterzienserorden zugewandt haben.

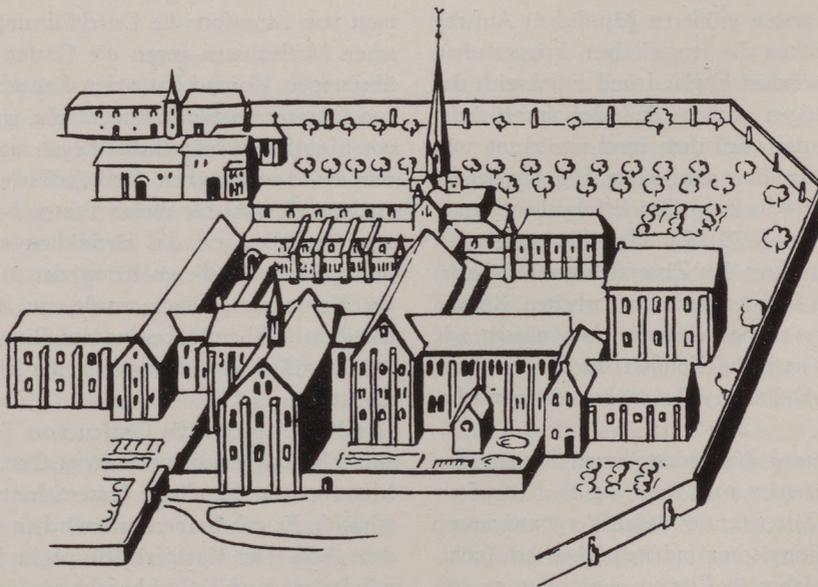
Daß Konrads Weg ins Kloster führen würde, war zunächst keineswegs abzusehen. Sein Onkel, Rudolf von Zähringen, war Bischof von Lüttich. Dorthin scheint man Konrad sehr früh gegeben zu haben. An dem dortigen vornehmen Domstift St. Lambert hat Konrad eine gute Ausbildung erhalten. In Lüttich ist er dann Domherr geworden, und wahrscheinlich hat man ihn noch sehr jung zum Dekan des Domkapitels gewählt. Lüttich war damals das Zentrum einer Landschaft von beachtlicher religiöser Lebendigkeit. Eine gewisse Komplikation scheint es in Konrads Lebenslauf gegeben zu haben, als er erstmals in das Getriebe der großen Politik geriet. 1197 war Kaiser Heinrich VI. gestorben. Gegen den Staufer Philipp von Schwaben ließ sich Konrads Onkel Berthold von Zähringen als Kandidat für das Königtum aufstellen. Die Wahlkosten streckten ihm die Erzbischöfe von Trier und Köln vor. Zur Sicherheit stellte der kinderlose Zähringer seine beiden Neffen Konrad und Berthold von Urach als Geiseln. Dennoch trat er schließlich von der Wahl zurück. Seine Neffen scheinen daraufhin in Köln geradezu gefangengehalten worden zu sein. Dort ist wohl in Konrad und auch in Berthold der Entschluß gereift, ins Kloster einzutreten, ein Entschluß, an dem Konrad auch dann noch festhielt, als er im Jahr 1200 zum Bischof von Lüttich gewählt werden sollte. Er verzichtete auf die Karriere eines Weltklerikers mit guter Protektion und entschied sich für den damals strengsten und lebendigsten Orden, den es in der Kirche gab, eben den der Zisterzienser. Hinter diesem Entschluß standen gewiß echte religiöse Beweggründe. Das Kloster, das er sich ausgesucht hatte, war Villers an der Dyle in Brabant.

Im Orden der Zisterzienser

Die fromme Überlieferung seines Klosters hat später von dem Mönch Konrad wunderbare Dinge zu berichten gewußt. Zweifellos war er eine hervorragende Persönlichkeit, denn auch in seinem neuen Lebenskreis rückte er alsbald in eine führende Stel-

lung auf. 1209 wählten ihn seine Mitmönche zum Abt von Villers, ein Posten, den er fünf Jahre mit Eifer und Geschick ausgefüllt hat. Er hat Freunde beim umliegenden Adel gehabt. Er taucht auf als Zeuge bei Schenkungen und als Schiedsrichter in Streitfällen. An nichts sonst lassen sich die Qualitäten des Abtes Konrad so deutlich ablesen, wie an der Tatsache, daß er schon 1214 zum Abt von Clairvaux gewählt wurde, dem Kloster des heiligen Bernhard, einer der vier großen Abteien des Zisterzienserordens, die lediglich dem Mutterkloster in Citeaux unterstanden und ihrerseits das Aufsichtsrecht über zahlreiche Tochterabteien ausübten. Einmal im Jahr hatten sich die Zisterzienseräbte beim Generalkapitel in Citeaux einzufinden, und bei diesen Gelegenheiten wird sich Konrad für die verantwortungsvollere Stellung im Orden empfohlen haben. Auch im neuen Wirkungskreis finden wir Konrad ordnend und schlichtend tätig. U. a. hat er damals über die Gründung des Zisterzienserklosters Essen mitbestimmt. Konrad war gerne in Clairvaux. Er hat sich gewünscht – und so ist es später auch geschehen –, an der Seite seines großen Vorgängers bestattet zu werden. Später hat er dieses Kloster mit Reliquien beschenkt, z. B. mit dem Haupt des Märtyrers Vincentius, Gefälligkeiten, wie er sie übrigens auch seiner ersten Abtei in Villers erwies.

Als Abt von Clairvaux hat Konrad 1215 am Laterankonzil in Rom, einem der größten kirchlichen Ereignisse des 13. Jahrhunderts, teilgenommen, jenem Konzil, das nicht nur im Raum der Kirche, sondern entsprechend der Machtstellung des Papstes, auch im weltlichen und politischen Bereich ordnen und reformieren wollte, das Maßnahmen gegen die Ketzer ebenso beschloß wie den Kreuzzug gegen die Ungläubigen, das über den Thronanspruch des Staufers Friedrich II. positiv entschied, dem an der Predigt in den Diözesen gelegen war, und das der Lehre der katholischen Kirche das Kapitel über die Transsubstantiation hinzufügte. Die Voraussetzungen, unter denen Konrad später zu wirken hatte, sind im wesentlichen auf dem Laterankonzil 1215 bereits festgelegt worden. Der eigentliche Grund für den Besuch Konrads und der anderen führenden Zisterzienseräbte in Rom hatte mit den großen Zusammenhängen wenig zu tun. Innerhalb des Ordens waren Differenzen entstanden zwischen dem Zentralkloster Citeaux und den vier großen Tochterabteien über die Auslegung der Charta caritatis, des Grundgesetzes des Ordens: Sollte der Orden monarchisch von einem Kloster aus oder aristokratisch unter Beteiligung der vier andern gelenkt werden? Dieser Konflikt konnte auch in Rom nicht sogleich behoben werden. Den Kontrahenten wurde zunächst vom Papst Ruhe geboten. Als zwei



Skizze der Abtei Citeaux. Nach L. J. Lekai, Die weißen Mönche, 1958



Siegel
Konrads von Urach.
Von einer Urkunde
8. Januar 1225
für das Kloster
St. Georgen
im Schwarzwald
(Fürstenbergisches
Urkundenbuch I,
S. 123)

Jahre nach dem Konzil der Generalabte von Citeaux sein Amt niederlegte, scheint dafür die Ursache der immer noch schwelende Streit im Orden gewesen zu sein. Konrad hat sich offenbar in dem Konflikt behutsam verhalten, und darum mag man ihn für geeignet gehalten haben, nunmehr an die Spitze des Zisterzienserordens zu treten. Den Ausgleich hat er allerdings auch nicht sofort finden können, sondern erst Jahre später als päpstlicher Legat. Fast 600 Männerklöster zählte der Orden zwischen Skandinavien und Sizilien und zwischen Portugal und Syrien, eine riesige Aufgabe auch für einen Mann wie Konrad. Jedoch er konnte sich seinem neuen Amt keineswegs ungeteilt widmen. In Rom war man alsbald auf ihn aufmerksam geworden. Noch als Abt von Clairvaux hatte Konrad 1216 zusammen mit dem Abt von Citeaux seinen ersten größeren päpstlichen Auftrag erhalten. Sie sollten die langwierigen kriegerischen Streitigkeiten zwischen England und Frankreich dadurch zu beseitigen suchen, daß der französische König sich von der englischen Insel zurückzog und auf seine Interessen dort verzichtete. Die Angelegenheit war äußerst schwierig, ihre Erfolgchancen gering (gegen Riezler S. 72). Zu allem hin mußten die beiden Äbte mit einem den Zisterziensern nicht eben wohlgesonnenen Legaten zusammenarbeiten. Konrad hat es auch später immer wieder erleben müssen, wie der französisch-englische Konflikt die Kräfte band, die an anderer Stelle der Christenheit dringend benötigt wurden.

Dem Orden kamen die unmittelbaren Beziehungen des neuen Generalabts nach Rom zugute. Konrad erreichte für die Zisterzienser einige Vergünstigungen und Freiheiten liturgischer und rechtlicher Art. Innerhalb der zwei Jahre in Citeaux vermochte er sein neues Amt freilich nicht weiter zu prägen. Dazu war

die Zeit zu kurz. Und schon zog ihn der Papst zu neuen Sonderaufgaben heran. Es war abzusehen, daß die Kurie den fähigen Mann ganz in ihren Dienst holen werde, der echte Frömmigkeit mit Scharfblick und Tatkraft, Welterfahrung und Gewandtheit verband (Riezler S. 73). Am 6. Januar 1219 weihte ihn der Papst zum Kardinalerzbischof von Porto und St. Rufina. Konrad hatte also eines der zu Rom gehörigen suburbikarischen Bistümer inne. Porto ist einer der Häfen Roms gewesen. Der neue Kardinal gehörte damit selbst der Kurie an. Eine spätere Berufung zum Erzbischof von Besançon hat er ausgeschlagen. Die Verbindung mit seinem Orden blieb bestehen. Er war ihm an höchster Stelle nützlich. Auf seinen Missionen begleitete ihn das Gebet der Brüder. Konrads steiler Aufstieg im Zisterzienserorden hatte schließlich über diesen hinausgeführt. Die Geschichtsschreiber des Ordens sehen in ihm den bedeutendsten Zisterzienser seines Jahrhunderts.

Legat in Frankreich

Am Anfang des 13. Jahrhunderts waren nicht nur die politischen Verhältnisse sehr unruhig. Auch die Weltkirche war von einer tiefen inneren Gefahr bedroht. In der Christenheit regte sich der Protest gegen die Weltlichkeit der Kirche, die sich mit dem Gebot Jesu nicht vereinen ließ. Die Armutsbewegung der Waldenser und Katharer hatte sich im Süden Frankreichs unter den Grafen von Toulouse bereits zu kompaktem Widerstand verfestigt. Das Laterankonzil hatte über Maßnahmen gegen die Ketzer beraten und Simon von Montfort die Durchführung der kriegerischen Maßnahmen gegen die Grafen von Toulouse übertragen. Konrad hatte den Kampf schon als Abt von Citeaux unterstützt; nunmehr wurde er Simon von Montfort als päpstlicher Legat zugeordnet. Da er mit den französischen Verhältnissen vertraut war, erschien er wohl für diesen Posten besonders geeignet. Konrad hatte die kirchlichen und politischen Hilfsquellen für diesen Krieg, der in manchem wie ein Kreuzzug geführt wurde, zu erschließen. Er hat dazu z. B. einen besonderen Ritterorden ähnlich dem der Templer gegründet, „die Ritterschaft Jesu Christi“.

Der Kampf gegen die Grafen von Toulouse erwies sich als langwierig und zermürbend. Simon von Montfort war für dieses Unternehmen eigentlich zu schwach. Es gab Reibereien zwischen der Kirche und dem Adel. Der Kampfeswille gegen die Ketzer war mindestens zum Teil nicht sehr groß, zumal religiöse und politische Interessen in dieser Auseinanderset-

Kreuzfahrerschiff.
Mosaik 1213 aus
S. Giovanni Evangelista
in Ravenna
(nach Propyläen-Weltgeschichte,
Band V, S. 458)



zung sehr miteinander verquickt waren. Dem französischen König war der Krieg mit England wesentlich wichtiger als die Bekämpfung der Ketzer, der er damit wichtige Hilfsquellen entzog. So war es nicht verwunderlich, daß der Erfolg sich den Grafen von Toulouse zuneigte. Daran konnten auch alle Vollmachten Konrads nichts ändern, die kirchlichen Einrichtungen zur Unterstützung heranzuziehen. Schließlich entwickelten sich die Dinge so, daß der König, der französische und nicht kirchliche Politik machte, als der lachende Dritte in diesem Kampf dastand. Um den König zu zwingen, selbst den Krieg gegen die Ketzer zu führen, übertrug Simon von Montfort sein Land der Krone. Auf der anderen Seite unterwarf sich auch der Graf von Toulouse dem König. Als schließlich ein Konzil des französischen Episkopats in Paris mit der Ketzerfrage sich 1223 befassen sollte, starb der französische König, ehe es zustande

kam, und das Ende der Auseinandersetzung verzögerte sich noch einmal.

Es nimmt nicht wunder, daß Konrad bei all dem manchmal schier verzagen wollte, so daß ihn der Papst geradezu trösten mußte. An Konrads Einsatz hat es nicht gefehlt. Die Aufgabe war aufreibend gewesen. Selbst persönliche Entbehrungen hat er hinnehmen müssen. Einmal mußte er seine Kostbarkeiten dem Kapitel von Narbonne verpfänden, um zu Geld zu kommen. Nach dem gescheiterten Konzil von Paris bat Konrad, nach Rom zurückkehren zu dürfen. Der Papst erlaubte es ihm. Der Kampf, für den er sich eingesetzt hatte, endete nach einigen Zwischenspielen erst 1229 mit der Aussöhnung des Grafen von Toulouse mit der Kirche. Die Mission, die Konrad im Albigenkrieg gehabt hatte, ist gescheitert, und Konrad selbst veranlaßte, daß sie abgebrochen wurde. Konrad hat schwerlich die Ursachen dieses Schei-

terns in der typischen Verquickung von kirchlichen und politischen Interessen erkannt. Er war ganz und gar der Funktionär der Weltkirche. In der gesellschaftlichen Schicht des Hochadels, aus der er stammte, hat man diese Verquickung wohl für selbstverständlich hingenommen. Auch das weitere Handeln Konrads spielte sich in diesem Rahmen, im Rahmen des Kreuzzugsgedankens, ab. Gelegentlich taucht der Legat Konrad auch bei anderen kirchlichen Aktionen auf. Bei Abtswahlen verhilft er der religiösen reformerischen Richtung zum Sieg. Auch sonst zeigt er sich auf Erneuerung des Klosterlebens und auf Abhilfe bei Mißständen bedacht.

Legat in Deutschland

Dem nach Rom Zurückgekehrten war nicht viel Ruhe vergönnt. Papst Honorius III. hatte das größte Interesse, daß der auf dem Laterankonzil beschlossene Kreuzzug ins Heilige Land zustande kam. Kaiser Friedrich II. hatte dieses Unternehmen zwar fest zugesagt, es jedoch faktisch immer wieder verzögert. Einer der Vorwände Friedrichs war, daß in Deutschland wenig Kreuzzugsbegeisterung herrsche, deren es bedurfte, um das Unternehmen durchzuführen. Auch die politischen Verhältnisse in Europa führte der Kaiser an, z. B. den immer noch andauernden französisch-englischen Krieg. Es sei Sache der Kirche, sich mehr für den Kreuzzug einzusetzen. Daraufhin hat Honorius III. Konrad mit einer neuen Legation betraut. Der Papst übertrug die Aktion für den Kreuzzug einem seiner fähigsten und angesehensten Mitarbeiter. Den Bischöfen in Deutschland und Frankreich gebot der Papst, seinen Legaten zu unterstützen, und an volltönenden Empfehlungen ließ er es nicht fehlen.

Frankreich war wieder das erste Ziel Konrads. Es waren vor allem die alten politischen Probleme, deren Lösung wiederum gesucht werden mußte. Auf einer Synode in Paris wurden zwar Fortschritte im Verhältnis zu dem ketzerischen Grafen von Toulouse erzielt. Hingegen ließ der französische König nicht von seiner Feindschaft gegen England ab; der völlige Friede in Europa, eine wichtige Voraussetzung für einen erfolgreichen Kreuzzug, war nicht zu erreichen. Die Wirksamkeit des Legaten Konrad blieb wiederum nicht allein auf seine Kreuzzugsmission beschränkt. Von seinem Eifer und seiner Frömmigkeit wird in den sonstigen Aktionen des Legaten fast mehr erkennbar, als in der Bemühung um den Kreuzzug. Damals hat Konrad wieder Lüttich und wohl auch sein erstes Kloster Villers aufgesucht.

Im Sommer 1224 wandte sich Konrad nach Deutschland. Den Kaiser traf er dort nicht an, der weilte in Italien. Nur König Heinrich VII. war in Deutschland, und für diesen führte der mächtige Erzbischof Engelbert von Köln die Regentschaft. Konrads Auftrag wurde durch die Doppelheit der Regierung nicht gerade erleichtert. Es ist ihm aber gelungen, zu dem Erzbischof ein gutes Verhältnis zu finden, so daß er bei der Regentschaft einen festen Rückhalt hatte. In der Umgebung des Erzbischofs ist Konrad u. a. auch dem berühmten Großmeister des Deutschordens, Hermann von Salza, begegnet. Konrad hat sich von da an mehrfach für ihn verwendet.

Die eine Aufgabe Konrads war die Kreuzzugspredigt und -propaganda. Er wurde darin unterstützt von einer Reihe von Subdelegaten und Kreuzzugspredigern. Glieder seines Ordens finden wir darunter, z. B. auch den Abt Konrad von Bebenhausen. Genannt wird auch ein Mönch Konrad aus Schwäbisch Hall, der sich durch seine übereifrige Predigt in Böhmen in Gefahr brachte. Die Agitation für den Kreuzzug ist erfolgreich gewesen. Ein Chronist berichtet: Viele nahmen das Kreuz dank dem Eifer des Kardinals von Porto. Damals wurden in Deutschland die Teilnehmer gewonnen, die 1227 tatsächlich ausgezogen sind. Allerdings nahm die erneute Verschiebung des Kreuzzugs durch Friedrich II. von 1225 auf 1227 den Werbungen Konrads ihre Dringlichkeit. In der Tätigkeit Konrads traten darum andere Aufgaben in den Vordergrund; zum Teil waren es besondere neue Aufträge des Papstes.

In großen Reisen zieht er 1224–1226 durch das Reich: Von Nord nach Süd, von da nach dem Osten; dann wendet er sich wieder gen Norden, um auf dem Rückweg nach Italien noch einmal Süddeutschland zu berühren. In gewissem Sinne übte er die Funktion eines päpstlichen Visitators aus, dessen Aufgabe es war, allenthalben die Verhältnisse zu ordnen. Einiges Charakteristische aus dieser Tätigkeit sei hier wiedergegeben: In Paderborn ebenso wie später in Prag gab es Streitigkeiten um das Bistum zu schlichten. In Straßburg mußten Besitzverhältnisse zwischen dem Bischof und dem Kaiser geregelt werden. Einmal hatte Konrad in einem Fall von Ketzerei zu entscheiden gegen den Propst Heinrich Minnicke, der offenbar von dem unruhigen theologischen Denken, dem man in jener Zeit gelegentlich begegnet, ergriffen war. Da der angeklagte Propst den Widerruf verweigerte, kam es zu seiner Verurteilung. In Magdeburg mußte sich Konrad mit dem in der dortigen Gegend noch nicht ganz ausgerotteten Götzenglauben befassen. Zwischen den deutschen Prämonstratensern, einem



Die Kartause Güterstein um 1520. Aus *Provincia almanie inferioris* (1500 ff.)

Orden ähnlich dem der Zisterzienser, und ihrer Ordensleitung mußte ein Ausgleich gefunden werden. Auch in Deutschland wurde der Legat immer wieder in die große Politik hineingezogen, so in die Auseinandersetzung zwischen dem deutschen König und dem König Waldemar von Dänemark. Auch der Dänenkönig hat sich damals zur Teilnahme am Kreuzzug verpflichtet. Eine wirkliche Bereinigung dieses Konflikts gelang freilich auch Konrad nicht. Auf einem Fürstentag in Toul galt es, die Werbung des französischen Königs zu verhindern, der die deutsche Unterstützung für seinen Krieg gegen England wollte, wodurch die deutschen Interessen vom Kreuzzug abgelenkt worden wären. Im Osten gelang es Konrad, den König von Ungarn und den Herzog von Österreich miteinander zu versöhnen, ein beachtlicher Erfolg für die Kreuzzugssache. Außerdem hatte er gegenüber dem Ungarnkönig die Sache des Deutschordens zu vertreten. Zeitweise mußte Konrad die Kreuzzugsagitation dem Bischof von Hildesheim überlassen, da er völlig von anderen Angelegenheiten in Anspruch genommen war. Konrads Entscheidungen galten als rechtlich und unbestechlich.

Im September 1225 präsierte Konrad einer Synode in Magdeburg, im Dezember desselben Jahres einem Konzil in Mainz. In Mainz wurden Beschlüsse ge-

faßt für eine strengere Zucht des Klerikerlebens, eine Sache, für die Konrad auch sonst sich energisch eingesetzt hat. Priester, die im Konkubinat lebten, sollten bestraft werden; ihre Frauen und Kinder waren nicht erberechtigt. Die Praxis des Kirchenbannes, des Ausschlusses vom Gottesdienst, wurde geregelt und eingeschärft. Die Inhaber der Pfründen sollten ihre Stellen selbst versehen und sie nicht gemieteten Klerikern überlassen. Die Simonie, der Schacher mit kirchlichen Pfründen, wurde wieder einmal untersagt. Auf derselben Linie liegt es, wenn sich Konrad immer wieder für die Reform heruntergekommener Klöster eingesetzt hat. So kann man in den Mainzer Beschlüssen eine Zusammenfassung der kirchlichen Bemühungen Konrads sehen. In den Tagen des Mainzer Konzils traf Konrad dann ein schwerer Schlag: Der Erzbischof Engelbert von Köln, dem die Reichsregierung übertragen war, wurde von seinen Vettern ermordet. Konrad hatte die Tat zu ahnen. Davon war er am Schluß seiner deutschen Legation in Atem gehalten.

Insgesamt ist die Vielfalt wie die Einheit der Tätigkeit Konrads in Deutschland eindrucksvoll. Immer wieder wird das Ziel, der Kreuzzug, sichtbar. Zugleich aber sucht er unermüdlich, den Schäden in Leben und Lehre der Kirche zu wehren. Seine Aktion

kann insofern als erfolgreich bezeichnet werden, als ihm bis zu einem gewissen Grad gelungen ist, in Deutschland Frieden zu stiften, den Frieden, der die Voraussetzung war für den Kreuzzug. Mit den sich sammelnden Kreuzfahrern begab er sich im Frühjahr 1226 zurück nach Italien.

Zuvor aber machte er noch einmal Halt in seiner Heimat. Schon 1220, vor seiner ersten Mission als Legat in Frankreich, hatte Konrad einen Abstecher ins Schwäbische gemacht. Dann war er auf seinen Reisen durch Deutschland 1225 hier gewesen. Wir können ihn in kleineren Angelegenheiten tätig nachweisen für die beiden Zisterzienserklöster Maulbronn und Salem, aber ebenso für St. Georgen und Hirsau, oder für die Kirchen in Esslingen und Ulm. 1226 vor der Rückkehr nach Italien hat Konrad dann die Verfügungen vorbereitet, die wenigstens von ferne noch an ihn im Uracher Raum erinnern: Er hat die Gründung eines Zisterzienserklusters in dem abgelegenen Waldtal von Güterstein bei Urach in die Wege geleitet. Seine Uracher Verwandten werden das Land für das neue Kloster zugesagt haben. Über die ersten Anfänge ist die Stiftung allerdings damals nicht hinausgekommen. Erst 1254 wird das Vorhaben verwirklicht. Konrads Bruder Rudolf soll später Mönch in Güterstein gewesen sein. Die weitere Entwicklung des Uracher Hauses hat einem Aufblühen von Konrads Gründung im Wege gestanden. Schließlich verblieb das Kloster nicht einmal beim Orden seines Gründers.

Konrad und Kaiser Friedrich II.

Konrads eigenes Verhältnis zu den Staufern hat sich seltsam entwickelt. Von Hause aus gehört er zu den Gegnern der Stauer. In seiner Jugend war er ja selbst durch diesen Gegensatz in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Feindschaft ist bei Konrad noch zu spüren, als er zu Beginn seiner ersten Gesandtschaft 1220 kurz seine schwäbische Heimat besucht hat. Er hat damals seinen Bruder Eginno vom Kreuzzugselbde und anderen (vor allem finanziellen) Verpflichtungen entbunden, die dieser dem Kaiser gegenüber eingegangen war im Zusammenhang mit der Aufteilung der Zähringen'schen Erbschaft, an der sowohl der Kaiser als auch die Uracher Grafen beteiligt waren. Auch sonst hat Konrad gegen Friedrich II. gewirkt, so daß dieser sich beim Papst scharf über die feindliche Gesinnung beschwerte, die der Kardinal ihn allenthalben spüren lasse. Nur zu leicht konnte der Kaiser solches Verhalten als ernsthaftige Störung des Kreuzzugsvorhabens darstellen.

Konrad hat damals zweifellos im Interesse des Uracher Hauses, weniger in dem der Kirche gehandelt. 1224 hat sich diese Erbsache dann zur Zufriedenheit aller Beteiligten geregelt.

Man kann sich fragen, ob Konrad bei seinem gespannten Verhältnis zum Kaiser der richtige Mann war, die Kreuzzugssache in Deutschland zu betreiben. Allein, in diesem Verhältnis ist eine Wandlung eingetreten. Von Spannungen des Legaten etwa gegenüber Heinrich VII. ist nichts zu spüren. Auf der Rückkehr von Deutschland verhandelt Konrad dann sogar als der Beauftragte des Kaisers mit den lombardischen Städten. Auch hier ging es um den Frieden als Voraussetzung des Kreuzzugs. Die lombardischen Städte konnten den Kreuzfahrern die Alpenpässe sperren. Um der Kreuzzugssache willen stand Konrad an der Seite des Kaisers. War es früher so, daß Konrad eine Übereinkunft des Kaisers mit seinem Bruder zunichte gemacht hatte, so ist nunmehr „die Liebe und Gunst gegenüber dem Kardinal“ der Grund, warum der Kaiser den Grafen Eginno von Urach zu Gnaden aufnimmt. Er fordert ihn zu energischen Anstrengungen für den Kreuzzug auf und gewährt ihm für 30 bis 40 Reiter die freie Überfahrt. Wieweit es Friedrich II. ernst war mit seinen Beziehungen zu Konrad und wieweit er sich hier nur taktisch verhalten hat, um ein Interesse am Kreuzzug zu demonstrieren, kann man sich fragen. Hingegen erscheint Konrads Verhalten einigermaßen klar: Um des Kreuzzugs willen hat er die Feindschaft gegen die Stauer aufgegeben, auch darin ein echter Diener der Kirche, zugleich ein Mensch, der neuen Einsichten sich zu öffnen vermochte.

Konrad und die Bettelorden

Der Kardinal Konrad war einer der ersten Männer der damaligen Kirche. Aber war er noch mehr? Hat er etwas von den leisen Forderungen der Zukunft vernommen? Eine der bedrängendsten kirchlichen Fragen jener Zeit war die religiöse Betreuung jener alleinstehenden Frauen, die immer stärker in klösterliche Gemeinschaften drängten oder sich zu solchen zusammenschlossen und die von der Kirche, vor allem von den Mönchsklöstern, geistlich versorgt sein wollten. Die Mönchsorden waren über diese Beanspruchung gar nicht glücklich. Zuerst sind die neuen Anforderungen auf die Zisterzienser zugekommen, gerade auch auf ihre Klöster im belgischen Raum. Unter Abt Walter, Konrads Nachfolger in Villers, übernahm dieses Kloster die Betreuung mehrerer Frauenklöster. Auf die Dauer überstieg das die Kräfte des Klosters, und es wollte sich von der Auf-



Friedrich II. Vorderseite eines stark vergrößerten Halbaugustalis mit dem Bildnis des Kaisers. Gepräge aus Brindisi und Messina 1231, ehemals Geldmuseum der Deutschen Reichsbank Berlin (nach Propyläen-Weltgeschichte Band V, S. 460).

gabe zurückziehen. Konrad wird diese Entwicklung kaum entgangen sein, zumal er selbst auch die Frauenkonvente bejaht zu haben scheint. Am Anfang der zweiten Gesandtschaftsreise hat er das Grab einer der ersten Beginnen in Brabant, der Maria von Oigni, besucht. Die letzte Urkunde vor Konrads Tod, die wir kennen, gilt dem dortigen Priorat. Es lassen sich noch weitere derartige Verbindungen erkennen: Konrads Kaplan in Deutschland, der Priester Rudolf von

St. Moritz in Hildesheim, hat den Beginnen besondere Förderung angedeihen lassen. Auf ihn geht der kleine Verband der büßenden Schwestern der seligen Maria Magdalena in Deutschland zurück, der später im Beginentum aufgeht. Man fragt sich, ob das Uracher Beginnenhaus, das an ausgezeichneter Stelle im Bereich von Schloß und Kirche liegt, nicht bereits dem Kardinal seine Entstehung verdankt.

Zu Konrads Lebenszeit begann auch die Stunde der



Das Beginenhaus in Urach

Aufnahme Holder

Bettelorden. Mit ihnen gelang es der Weltkirche, die Armutsbewegung wieder in die Kirche zu integrieren, die mit den Katharern und Waldensern aus ihr ausgebrochen war. Es ist nicht ganz deutlich, wie sich Konrad zu dieser neuen Strömung gestellt hat, denn die Bettelorden haben die Zisterzienser aus ihrer führenden Rolle im Mönchtum verdrängt und abgelöst. So wird es Konrad nicht ohne weiteres leicht gefallen sein, die neue Gestalt des Mönchtums anzuerkennen. Und doch ist die erstaunliche Tatsache festzustellen, daß Konrad dem aufkommenden Dominikanerorden freundlich gesinnt war. Nach einer frommen Legende der Dominikaner in Bologna war es ein besonderes Wunder, durch das Konrad zu einer positiven Einstellung zu diesem Orden gekommen ist. Man hat geradezu schon vermutet, daß er am Ende seines Lebens der verantwortlichen Entscheidung für oder wider die neuen Orden ausweichen sei. Jedenfalls stammt die schönste und wärmste zeitgenössische Würdigung Konrads, die auf uns gekommen ist, aus der Feder des Dominikaners Thomas von Chantimpré.

Konrads Persönlichkeit

Diese Würdigung mag am Anfang stehen, wenn man versucht, die Züge von Konrads Charakter noch etwas deutlicher zu erfassen: „Sahen wir nicht den verehrungswürdigen Bruder Konrad, diesen vornehmen Mann, der Verwaltung seines geistlichen Amtes mit wunderbarer Energie obliegen und nichtsdestoweniger, so oft er eine Stunde für die Einsamkeit retten konnte, der Betrachtung der göttlichen Dinge hingegeben? In solcher Zucht hatte er nämlich seine Seele dem Geiste zu dienen gezwungen, daß er nach Belieben jetzt ganz den weltlichen Geschäften und gleich darauf, nicht minder voll, den geistlichen Dingen sich widmen und von dem einen Gebiet mit Leichtigkeit auf das andere übergehen konnte“ (Riezler S. 73).

Wir haben diese Darstellung durchaus verifizieren können: Der einsatzfähige Kirchenmann, fähig auch große Verantwortung zu tragen, dabei aber mehr als nur Diplomat, von echtem christlichen Geist ergriffen, bereit, den Mißständen zu wehren. Konrad ist

sich seines vornehmen Standes durchaus bewußt gewesen und hat ihn auch zur Geltung gebracht. Das zeigen zwei Ehrenhändel, bei denen es um seine Person ging. Der Zisterzienserabt von Fossanova hatte Konrad bei einem Besuch 1226 nicht die ihm zustehende Ehre angetan. Dieser verklagte ihn beim Generalkapitel der Zisterzienser, das die Absetzung des Abts beschloß, falls er sich nicht mit dem Kardinal ausgesöhnt habe. Als der Propst von Bebra, verärgert über das Eingreifen des päpstlichen Legaten in seinem Stift, sich öffentlich beschwerte über die hohen Kosten, die der hohe Besuch den Kirchen verursachte – eine nicht ganz unverständliche Äußerung, denn die jeweiligen Kirchen mußten für den Abgesandten des Papstes aufkommen –, da griff Konrad scharf durch: Er hieß den Propst öffentlich „einen jungen Buben und Lecker, nicht einen Ritter, sondern einen Troßbuben Christi“, exkommunizierte ihn und entzog ihm die Propstei. Darauf kroch der Propst zu Kreuze. Im Bußgewand, barfuß, mit der Rute in der Hand, bat er um Verzeihung. Konrad wußte zu herrschen. Er muß zugleich ein Mann von Kultur und Bildung gewesen sein. 1220 gibt er der medizinischen Fakultät von Montpellier ihre Grundordnung. Sie wurde für lange Zeit zur bedeutendsten medizinischen Hochschule neben Salerno. Könnte dieser Akt einfach aus den Aufgaben als päpstlicher Legat zu erklären sein, so fällt es doch auf, daß in Konrads Umgebung sich gelehrte Männer befinden. Den Chronisten Christian von Mainz hat er protegiert. Dieser brachte es später zum Erzbischof von Mainz. Den Scholastiker Oliver, Kreuzzugsprediger und Schriftsteller, später Bischof in Paderborn, zog er nach Rom. Am besten getroffen ist in der obigen Charakterisierung Konrads wohl der Zug, daß Konrad weltliche und geistliche Existenz miteinander bruchlos zu verbinden vermochte. Ihn hat die weltliche Position der Kirche nicht angefochten wie seinen Zeitgenossen Franz von Assisi. Gerade darum konnte er der treue Diener der Weltkirche sein.

Der Papstkronen nahe

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland war Konrad 1226 weiter durch die Kreuzzugsbemühungen in Atem gehalten. Dann starb nach Jahresfrist im März 1227 Papst Honorius III., in dessen Dienst und in dessen engem Einvernehmen Konrad bis dahin gehandelt hatte. Ihm folgte als Gregor IX. der Kardinal Hugolino. Man weiß nicht viel über diese Papstwahl, an der Konrad beteiligt war. Lediglich

die Chronik von Konrads Mutterkloster Villers überliefert eine seltsame Geschichte: Da die Kardinäle sich nicht einigen konnten, sei die Papstwahl einer Dreierkommission übertragen worden, der u. a. Konrad und Hugolino angehörten. Die Wahl fiel zuerst auf Konrad, der sich aber nicht selbst wählen wollte – vorausgesetzt ist dabei, daß die Entscheidung einstimmig sein sollte –; Hugolino kannte für seine Person diese Hemmungen nicht. Er wurde gewählt. Die Forschung hat sich bis heute nicht endgültig entschließen können, diese Geschichte für erfunden zu erklären, obwohl das Kloster Villers weit vom römischen Schauplatz entfernt war und die Geschichte durchaus erdacht sein könnte zur höheren Ehre des ehemaligen Mönches von Villers. Die Geschichte paßt ebensogut zu Konrad als zu Hugolino. So läßt es sich nicht ausschließen, daß der Kardinal aus Urach einen Augenblick der Papstkronen nahe war. Das Format für die Tiara hätte er gehabt. Wie er die großen politischen und kirchlichen Fragen, die damals anstanden, gelöst hätte, ist schwer zu sagen. Konrads Aufgaben setzten sich unter dem neuen Papst nicht fort. Die Weigerung Friedrichs II., am Kreuzzug teilzunehmen, führte zur Exkommunikation des Kaisers, und damit zerbrach zum Teil die Befriedigungsarbeit, die Konrad geleistet hatte. Fast genau zu diesem Zeitpunkt, am 29. September 1227, ist Konrad gestorben.

Zwei wirklich große Gestalten kann man mit Urach in Verbindung bringen: Den Kardinal Konrad aus dem Uracher Grafenhaus und den Herzog Christoph von Württemberg. Charakteristisch je für ihre Zeit ist, worin sie sich unterscheiden: Der fromme Kardinal versuchte, von der Kirche aus auch für die Ordnung der Welt zu sorgen; der fromme Fürst übernahm von seinem politischen Amt aus auch die Sorge für die Kirche. Der eine eine Gestalt des hohen Mittelalters, der andere gehört der frühen Neuzeit zu.

Quellen: Die bedeutendste Sammlung der verstreuten Quellen über Konrad findet sich im Fürstenbergischen Urkundenbuch hrsg. von S. Riezler, Bd. I, Tübingen 1877, S. 71–151.

Darstellungen: K. H. Roth von Schreckenstein, Konrad von Urach, Bischof von Porto und S. Rufina, als Cardinallegat in Deutschland 1224–1225, Forschungen zur Deutschen Geschichte Bd. VII, 1867, S. 319–393.

S. Riezler, Geschichte des Fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen, Tübingen 1883, S. 69–95.

A. Clement, Conrad d'Urach, Légat en France et en Allemagne. Revue Bénédictine 1905 Bd. 22, S. 232–243; 1906 Bd. 23, S. 62–81 und S. 373–391 (hier die anschließende Literatur und Quellen).

Was uns beschäftigt — was uns angeht

Das Westfälische Freilichtmuseum für bäuerliche Kulturdenkmäler

Eine der Lehrfahrten zum Abschluß des Tages der deutschen Heimatpflege, welcher dieses Jahr in Münster in Westfalen vom 27.–30. September stattfand, führte nach Detmold in das westfälische Freilichtmuseum für bäuerliche Kulturdenkmäler.

Obwohl wir am 19. März 1969 über dieses Museum einen Lichtbildervortrag in Stuttgart hören werden (siehe Winterprogramm, Seite 300) soll der folgende Bericht, der unter dem unmittelbaren Eindruck an Ort und Stelle entstand, allen unseren Lesern eine allgemeine Vorstellung des dort Entstehenden vermitteln, da es sich weitgehend mit dem deckt, was wir in Baden-Württemberg auch haben und tun sollten.

Am südlichen Stadtrand von Detmold, wo die Landschaft gegen die Höhenzüge des Teutoburger Waldes bereits leicht hügelig ansteigt, entsteht zur Zeit das

Westfälische Freilichtmuseum für bäuerliche Kulturdenkmäler.

Sein Gelände mißt etwa 110 ha (1400 auf 800 m) und steigt von West nach Ost von etwa 150 m auf 210 m — also um etwa 60 m — an. Leicht bewegte Waldränder schließen ein kleines Tälchen ein, das mit seinem Wiesengrund in der Mitte des Museums freigehalten werden soll.

An Hand eines generellen Studienmodelles erläutert uns der Museumsdirektor Dr. Schepers die Gesamtplanung. Sie sieht eine Aufgliederung der etwa 90 zu zeigenden Bauten in 10–12 Gruppen nach der landschaftlichen Herkunft vor, wobei Weiler, Einzelhöfe und auch ein kleines Dorf je nach den Gegebenheiten des Geländes ihren Platz finden (siehe Abbildung). An bevorzugter Stelle

über dem Bachlauf erhebt sich ein innermünsterländischer „Gräftenhof“, eine durch Gräben gegliederte größere Anlage, die den Herankommenden fast wie ein Wasserschloß mit Torhaus und Brücke begrüßt. Das Haupthaus, etwa 8 auf 40 m groß, ist von mehreren Nebenbauten, Speichern und dergleichen umgeben, und die Gartenländer um den Hof sind ebenfalls durch kleine Wassergräben gegliedert. In dem paderbornischen Ackerbauerdorf soll eine kleine Kirche den Mittelpunkt bilden, während am westlichen Ende des Geländes das „krumme Haus“, ein bogenförmiger Hallenbau aus der fürstlichen Zeit als Verwaltungsbau und Lehrschau benützt und ausgebaut werden soll. Es diente der früheren Domäne als Orangerie, und die alten Gartenterrassen sind eben noch im Gelände auszumachen. Sie konnten schon lange nicht mehr ordentlich gepflegt werden, sollen aber jetzt ins Grün der Gesamtanlage einbezogen werden.

Vom Eingang am oberen Rand des Museumsgeländes, wo neben einem Autoparkplatz auch die für eine solche Anlage notwendige öffentliche Gaststätte liegen wird, sollen mehrere größere und kleinere Rundgänge dem Besucher die hier zusammengetragenen Schätze alter ländlicher Kultur erschließen, so daß jeder nach seinem mehr allgemeinen oder besonderen Interessenkreis sich das für ihn Wichtige auswählen kann. Schließlich ist auch der Rundgang durch die reizvolle Park- und Waldlandschaft allein schon ein Genuß.

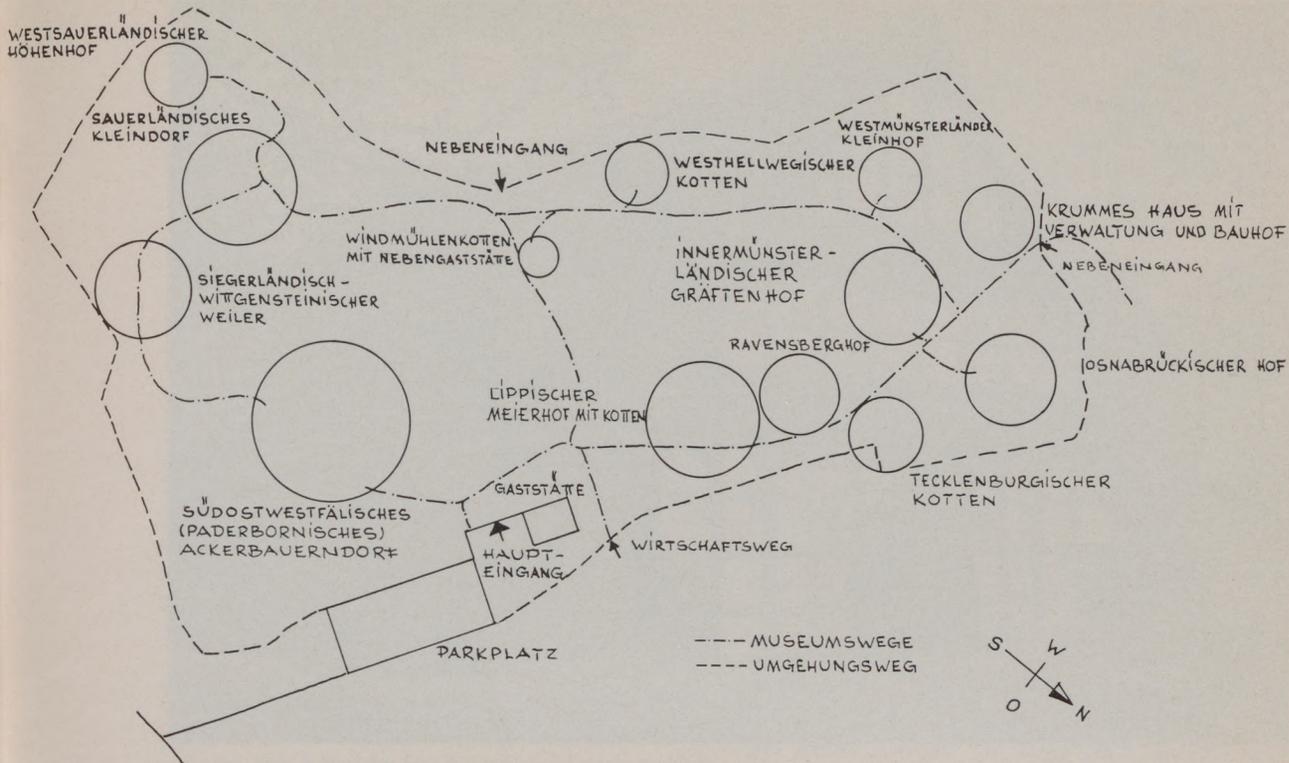
Der Plan, ein solches Museum zu bauen, geht auf das Jahr 1960 zurück, und man hat nach einer allgemeinen Ausschreibung dieses Ge-

lände unter mehreren Bewerbern ausgewählt, da es nach Lage und Bepflanzung besonders geeignet schien und durch Tausch leicht zu arrondieren war, soweit es nicht durch die Domäne und die Forstverwaltung dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe unmittelbar überlassen werden konnte. Jetzt ist es von diesem kommunalen Spitzenverband auf 99 Jahre dem Museum in Erbpacht zur Verfügung gestellt.

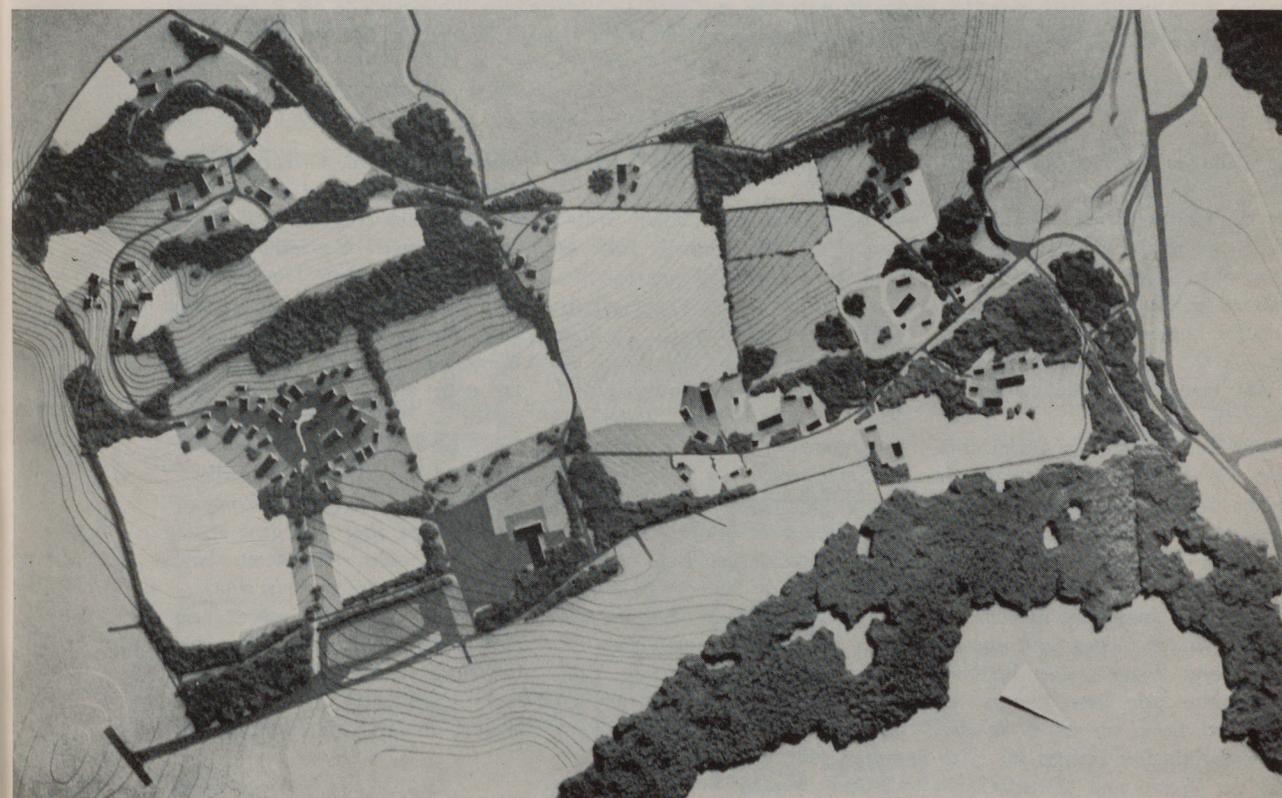
Nicht alle Gebäude sollen auch im Innern museal ausgestattet und für die Besucher geöffnet sein. Ein Teil wird Wohnungen für das Aufsichtspersonal enthalten, zu denen auch einige Nutzgärten gehören werden; vielleicht da oder dort eine kleine Viehhaltung, dazu Werkstätten der Landeswebschule und andere Werkräume, in denen einiges gutes Handwerkliches gearbeitet und verkauft werden kann. Die Besucher wollen sich außer Bildpostkarten oder Plänen der Häuser ja auch gute „Souvenirs“ mitnehmen und sollen auf keinen Fall mit Kitsch bedient werden.

Zur Zeit ist überall Hausbau, Wegebau und Geländegestaltung im Gang. Neben den Wegen im Unterholz liegen rings verstreut die Stapel abgebrochener Bauten, die zum Wiederaufbau gelagert sind, säuberlich nummeriert und gegen den Regen geschützt. In einem großen Schuppen sind Möbel bereitgestellt, die künftig in den Gebäuden verteilt werden sollen, wobei es auffällt, daß auch manches sehr städtisch gepflegte Stück

Abbildung Seite 261: Modell (unten) und Schematische Lageskizze (oben) des Westfälischen Freilichtmuseums. Nach Heimatbund Lippe, 1. Sonderheft, Oktober 1964.



SCHEMATISCHE LAGESKIZZE DER OBJEKTE UND IHRE BENENNUNG





Der Vierständerbau des Valepagenhofes bei Delbrück Kr. Paderborn, erbaut 1577. Über der spätmittelalterlichen Gefügekларheit der Giebelwand erhebt sich das doppelt vorkragende Giebeldreieck mit reichgeschnitzten, renaissancehaften Brüstungsbändern. Der Hof ist bereits erworben und wird als vornehmstes Wohngebäude des Paderborner Dorfes ein Schmuckstück des Freilichtmuseums werden. Nach Heimatbund Lippe, 1. Sonderheft, Oktober 1964.

im ländlichen Bezirk erworben wurde. Das zeigt, daß im ausgehenden 19. Jahrhundert mancher vermögende Bauer gerne ein gutes Stadtmöbel, etwa einen Sekretär oder einen Glaschrank aus dem Biedermeier sich anschaffte. Immer war ja – wie auch in der Tracht – die höhere ländliche Kultur bemüht, der städtischen nachzueifern.

Wenn das westfälische Freilichtmuseum für die bäuerlichen Kulturdenkmäler auch wohl noch 10 Jahre braucht, bis es eigentlich fertig ist, so zeigen doch schon eine ganze Anzahl der bis jetzt errichteten Bauten, daß es eine Fundgrube für die Forscher späterer Zeiten und ein unersetzbares Zeugnis einer bestimmten Kulturschicht dieses Landes werden wird. Denn nur zuviel ist schon unwiederbringlich zerstört im Wandel der Wohn- und Wirtschaftsfor-

men, dem unsere Zeit unterworfen ist.

Es wird sicher auch schon in 1–2 Jahren ein vielbesuchtes Ziel der Fremden und der Einheimischen werden, so wie für das Rheinland das Freilichtmuseum Kommern am Eifelrand. Ergänzt wird es durch das ebenfalls in raschem Aufbau befindliche Freilichtmuseum technischer Kulturdenkmale bei Hagen, über das Dr. Sonnenschein am 19. Januar 1968 in Stuttgart eindrucksvoll berichtete. So schreitet Westfalen zielbewußt und erfolgreich mit einer Aufgabe vorwärts, die in Baden-Württemberg zwar längst erkannt und seit mehreren Jahren von verschiedenen Seiten dem Kultusministerium nahegebracht wurde, aber noch mit keinem Schritt der Verwirklichung entgegengeführt werden konnte.

Vielleicht werden wir in einem Jahr-

zehnt endgültig die Gelegenheit versäumt haben und dann unseren Schülern und Lehrern, unseren Volkskundlern und Geschichtsforschern und den an solchen Dingen interessierten Ferienreisenden überhaupt einen Besuch im Rheinland oder in Westfalen empfehlen müssen, wenn sie noch alte Bauernhäuser sehen wollen ...?! Nur werden sie dann keine schwäbischen und fränkischen Bauten dort vorfinden, die vielleicht oft nicht so großzügig wie manche westfälischen, aber eben ganz anders und von einer besonderen landschaftsgebundenen Eigenart sind. Dürfen wir es wirklich soweit kommen lassen? *Auch unsere alten Bauernhäuser sind Zeichen und Denkmäler bäuerlicher Kultur. Das Wissen um sie darf nicht verlorengehen!*

W. Kittel

Helft Neresheim erhalten!

Einsturzgefahr für eine der berühmtesten Barockkirchen Europas

Einer der größten Baumeister des Barock war Balthasar Neumann. Seine Würzburger Bauten und die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen sind weltbekannt. Das letzte und zugleich reifste Werk des Meisters aber steht auf der Schwäbischen Alb, in Neresheim.

Hier hat Neumann „nicht nur sein eigenes Schaffen gekrönt, sondern als Wortführer seiner ganzen Epoche deren Wollen und Sehnen erfüllt“, so schrieb 1953 der Würzburger Kunsthistoriker und Neumannkenner Professor Dr. Max von Freedon.

HAEC EST DOMUS DEI steht über dem Hauptportal an der mächtigen Westfassade der Kirche. Und es ist in der Tat ein einzigartiges Gotteshaus, das Neumanns Genie hier schuf, unterstützt vom Glauben und Opfermut der Neresheimer Mönche und einer ganzen Landschaft. Die zu höchster Kunst gesteigerte Architektur des Neresheimer Kirchenbaus sowie die Pracht der sieben Kuppelfresken des kongenialen Martin Knoller mit Worten zu schildern, ist fast nicht möglich. Alle Gesetze der Schwerkraft scheinen in diesem vielfach ausschweifenden Raum überwunden zu sein. Licht, Farben und Linien zaubern eine überirdische Welt. Der große Kunsthistoriker Dehio urteilte: „Die Barockarchitektur nicht nur Deutschlands, sondern Europas, hat keines, was sich mit diesem Bau messen kann.“

Seit dem 13. Juni 1966 aber ist die Kirche geschlossen. Da die Druck- und Sogwellen der Überschallflugzeuge den Dachstuhl und die damit verbundenen Kuppeln der Kirche zum Einsturz bringen könnten, mußte das Landratsamt Aalen die Schließung der Kirche anordnen. Totenstille, Kälte und Leere prägen heute den Charakter des einst von ungezählten Betern und Kunstfreunden belebten Kirchenraums. Der zuvor so Geist und Herz anregende Kunstgenuß wird überschattet vom beklemmenden Anblick der zahlreichen Risse, die sich vom Weiß der Säulen, Wände und Gesimse abheben.

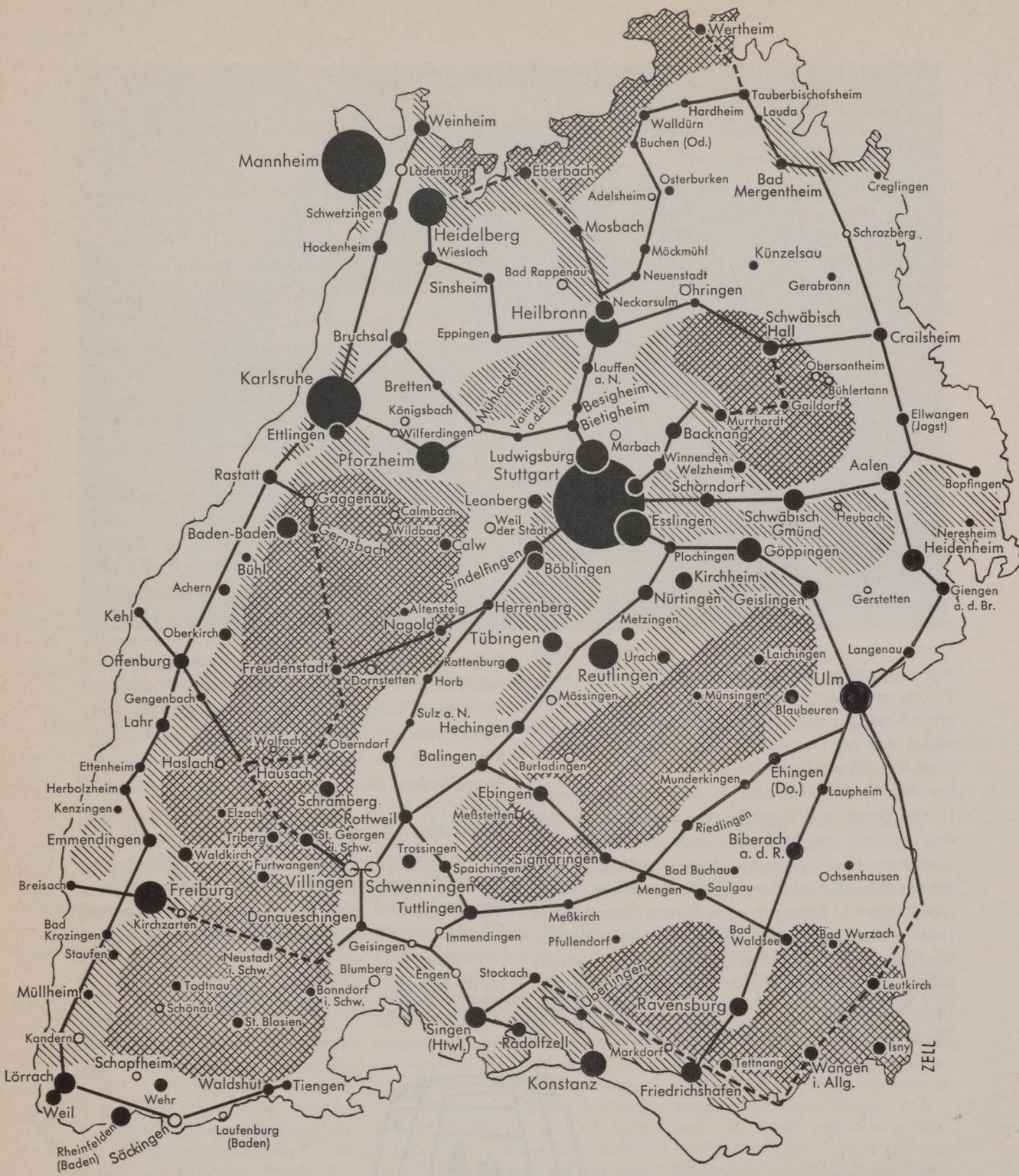
Auf zumindest sechs bis sieben Millionen Mark schätzt man die Kosten der Instandsetzungsarbeiten. Diese Aufgabe aber überschreitet die Kräfte des Klosters bei weitem. Hier kann daher nur ein Appell an eine ihrer kulturellen Verantwortung bewußte Öffentlichkeit helfen.

Am 6. März 1967 wurde unter der Schirmherrschaft von Bundeskanzler Kiesinger, Ministerpräsident Filbinger und des Fürsten Franz Joseph von Thurn und Taxis der „Verein zur Erhaltung der Abteikirche Neresheim e. V.“ gegründet, der es sich zur Aufgabe macht, die Rettungsaktion tatkräftig zu unterstützen. (Mitgliedsbeitrag 15,- DM jährlich oder einmaliger Beitrag von 500,- DM. Konten des Vereins: Deutsche Bank Aalen 154 401, Kreissparkasse Aalen 3335, Genossenschaftsbank Neresheim 3000, Postscheck Stuttgart 1025). Noch kommt die Hilfe für Neresheim nicht zu spät. Nach gründlichen Vermessungen und Voruntersuchungen haben Fachleute von Rang einen Sanierungsplan ausgearbeitet: Der altersschwache Holzdachstuhl muß zum Teil durch eine neue Stahlkonstruktion ersetzt und die Kuppeln sollen neu aufgehängt werden. Die gerissenen Kirchenwände sind durch Stahlanker zusammenzuhalten. Auch die Ausbesserung der sieben leuchtenden Kuppelfresken Martin Knollers ist durchaus möglich. Inzwischen ist im Kircheninnern bereits ein riesiges Stahlskelett- und Stahlrohrgerüst erstellt worden, das die Kuppeln bis in den letzten Winkel begehbar macht. Da das Kirchendach im Bereich der Vierung abgenommen werden muß, wird über der Kirche ein gewaltiges Überdach erstellt, das allein eine Dreiviertelmillion verschlingen wird.

Bis die Rettungs- und Ausbesserungsarbeiten getan sein werden, dürften wohl noch drei bis vier Jahre vergehen.

Ottmar Engelhardt





- Zentrale Orte bestehend

○ Zentrale Orte geplant
- Erholungsräume mit überwiegenden Ferienerholungs-Aufgaben

Erholungsräume mit überwiegend Naherholungs-Aufgaben
- Entwicklungsachsen

Entwicklungsachsen mit vorrangigen Erholungsaufgaben

Landesentwicklungsplan: Zentrale Orte mit Entwicklungsachsen und Erholungsräumen. Nach amtlichen Unterlagen des Innenministeriums Baden-Württemberg gezeichnet von Anton Zell.

Die Landschaft im Landesentwicklungsplan

Von Oswald Rathfelder

Das Innenministerium hat als oberste Landesplanungsbehörde im engen Einvernehmen mit anderen Behörden in diesem Jahr einen Entwurf des Landesentwicklungsplans erarbeitet und damit einen Auftrag des Landtages im Landesplanungsgesetz erfüllt.

Dieser Plan hat in der Zwischenzeit zu geradezu leidenschaftlichen Diskussionen bei den Gemeinden, den Landkreisen, den regionalen Planungsgemeinschaften und anderen Planungsträgern geführt.

Die Auseinandersetzungen über eine weitere Verdichtung der leistungsstarken Industrieräume oder einer „Entballung“ zugunsten der strukturschwachen Landesteile sind damit neu entfacht. Viele Gemeinden erblicken darin eine zu starke Einengung und Beschneidung ihrer im Bundesbaugesetz übertragenen Planungshoheiten. Hart wird um die Festlegungen der „Zentralen Orte“ gerungen. Ist es nicht menschlich, wenn möglichst jeder Bürgermeister seine Gemeinde in den Planungszielen zu einem Zentralen Ort, Unter- oder Mittelzentrum oder gar Oberzentrum entwickelt und ausgewiesen haben möchte; wenn er nach der heutigen Gewerbesteuerordnung nicht möglichst viel Industrie um jeden Preis, auch auf Kosten der Landschaft, ansiedeln möchte? Politischer Zündstoff ist also in dem Landesentwicklungsplan genug enthalten. Beschränken wir uns auf die alles verbindende Grundlage jeder Planung – die Landschaft.

Was verstehen wir unter Landschaft?

Der Schöpfer des wissenschaftlichen Landschaftsbegriffes, Alexander von Humboldt, spricht von ihr als „dem Totalcharakter einer Erdgegend“. Dem Wortstamm nach könnte man frei übersetzen: Landschaft = geschaffenes Land, also ein Teil der Schöpfung.

Felix von Hornstein formuliert:

„Eine Landschaft ist ein äußerlich und innerlich begrenzter, charakteristischer Ausschnitt aus dem Gesamtlebensraum der Erde. Sie bedeutet also Form und Inhalt zugleich.

Sie kann als Komplex intensiver Wechselwirkungen von Lebendigem und Unlebendigem erfaßt werden.

Die lebendige Landschaft zieht uns mächtig an sich und in sich hinein;

von einer toten Landschaft geht das Grauen aus.“

Landschaft ist also ein „Wirkungsgefüge“, das in sich harmonisch sein muß, um positiv wirksam zu sein. Sie ist etwas Geschaffenes – Gegebenes, von dem der Mensch Besitz ergriffen hat, das er nutzen, verunstalten oder bewahren und pflegen kann, das er aber niemals, trotz allem technischen Fortschritt, neu zu „produzieren“ vermag.

Ist diese Landschaft, die jedem und allen gehören soll, im Landesentwicklungsplan genügend beachtet und gewürdigt?

In den Grundgedanken des Landesentwicklungsplans werden drei wesentliche Pfeiler unseres Grundgesetzes als verbindliche Zielsetzung herausgestellt:

1. Freiheit,
2. sozialer Ausgleich,
3. Sicherheit.

Nach dem Raumordnungsgesetz (ROG) von 1965 ist „das Bundesgebiet in seiner allgemeinen räumlichen Struktur einer Entwicklung zuzuführen, die der freien Entfaltung der Persönlichkeit in der Gemeinschaft am besten dient“. Damit hat auch das ROG die „Gemeinschaftsbindung“, ähnlich der Sozialbindung des Eigentums im Grundgesetz, besonders betont. Das Bundesverfassungsgericht verdeutlicht dies folgendermaßen:

„Das Menschenbild des Grundgesetzes ist nicht das eines isolierten, souveränen Individuums; das Grundgesetz hat vielmehr die Spannung Individuum–Gemeinschaft im Sinne der Gemeinschaftsbezogenheit und Gemeinschaftsgebundenheit der Person entschieden, ohne dabei deren Eigenwert anzutasten. Dies heißt aber: Der einzelne muß sich diejenigen Schranken seiner Handlungsfreiheit gefallen lassen, die der Gesetzgeber zur Pflege und Förderung des sozialen Zusammenlebens in den Grenzen des bei dem gegebenen Sachverhalt allgemein Zumutbaren zieht, vorausgesetzt, daß dabei die Eigenständigkeit der Person gewahrt bleibt“ (BVerfGE 4, 7).

Diese Gemeinschaftsgebundenheit ist die notwendige Grundlage jeglicher Planung und Gestaltung in der freien Landschaft. Jedes Planungsobjekt muß unter dem Gesamtzusammenhang der Landschaft gesehen werden, denn sie „bildet für den Menschen gleichzeitig die Grundlage seiner biologischen, wirtschaftlichen und kulturellen Existenz“.

Da diese Einsicht heute noch nicht überall vorhanden ist, obwohl die Gedanken gerade in der verantwortungsbewußten Öffentlichkeit mehr und mehr erkannt werden, ist es notwendig und gut, wenn der Naturschutz und die Landschaftspflege in Form einer umfassenden Landespflege auch im Landesentwicklungsplan verankert wird. Dies ist in dem vorgelegten Entwurf an verschiedenen Stellen geschehen:

1. *Bei der Sicherung der natürlichen Lebensgrundlagen:*

Der Schutz der vitalen Belange der Menschen – etwa die Sicherung ausreichender Trinkwasservorräte, die Reinhaltung von Luft und Wasser, die Erhaltung und Pflege der Landschaft und der Erholungsmöglichkeiten, eine geordnete Abfallbeseitigung – ist für die Landesentwicklung unabdingbar.

Der Landesentwicklungsplan muß einerseits auf den verstärkten Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen hinwirken, andererseits eine günstige Zuordnung der verschiedenen Raumelemente der Besiedlung, des Verkehrs und der freien Landschaft anstreben.

2. *In den Zielen der Landesplanung in den verschiedenen Sachbereichen*

Darin wird über Naturschutz- und Landschaftspflege folgendes ausgeführt: Die Landschaft ist zugleich Wirtschafts-, Wohn- und Erholungsraum des Menschen. Die fortschreitende Besiedlung und Industrialisierung und der Ausbau des Verkehrs- und Versorgungswesens zwingen ständig zu Eingriffen in die Landschaft. Dadurch können Naturhaushalt und Landschaftsbild gestört und die Lebensbedingungen der Bevölkerung verschlechtert werden. Die Landschaftspflege strebt einen Ausgleich zwischen dem natürlichen Potential der Landschaft und den vielfältigen Ansprüchen der Zivilisation an. Das entspricht den Forderungen der „Grünen Charta von der Mainau“ und der in der Regierungserklärung vom 25. Juni 1964 formulierten landespolitischen Zielsetzung, die Interessengegensätze zwischen der alten, reichen Kulturlandschaft und den Anforderungen der modernen technischen Welt auszugleichen. Neben die bewahrende Tätigkeit des Naturschutzes ist daher die Landschaftspflege getreten. Sie will die sich wandelnde Landschaft aktiv gestalten und entwickeln.

Die Landschaft ist so zu erhalten, zu pflegen und zu gestalten, daß die natürlichen Lebensgrundlagen geschont werden und die Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes erhalten bleibt.

Die natürlichen Bestandteile der Landschaft, insbesondere Boden, Luft, Wasser, Klima, Vegetation und Tierwelt stehen in enger Wechselwirkung miteinander. Die Kräfte der Natur sind nicht unerschöpflich; werden sie durch übermäßige oder einseitige Beanspruchung überfordert oder aus dem Gleichgewicht gebracht, so sind schwerwiegende Schädigungen des Naturhaushaltes und des Landschaftsbildes die Folge. Die technisch-ökonomische Nutzung der Landschaft muß deshalb ökologische Erkenntnisse beachten und Rücksicht auf das Wirkungsgefüge der Landschaft nehmen.

Die Landschaft ist so zu erhalten, zu pflegen und zu gestalten, daß eine naturnabe Umwelt für die Erholung des Menschen gesichert wird.

Der heutige Mensch verbringt einen großen Teil seiner Zeit in einer zunehmend technisch-künstlichen Welt. Er will sich wenigstens in seiner Freizeit in einer naturnahen Umwelt seelisch und körperlich erholen. Die Pflege der Landschaft muß deshalb bereits innerhalb der Siedlungen beginnen. Bei der Durchgrünung der Siedlungsbereiche sollen die Grünzüge aus der natürlichen Landschaft heraus entwickelt werden und auf ein ausreichendes biologisches Potential zurückgreifen können. Sie können dann auch das Kleinklima und die lufthygienischen Verhältnisse verbessern und als Lärmschutz dienen.

Die Landschaft ist so zu erhalten, zu pflegen und zu gestalten, daß die Eigenart der Landschaft in ihrer reichen Gliederung gewahrt bleibt.

Die Begegnung mit der Natur ist ein tiefes Bedürfnis des Menschen; er sucht eine harmonische, reichgegliederte und naturgemäß geordnete Landschaft. Die Pflege der Landschaft und die Erhaltung der ihr innewohnenden Erlebniswerte trägt wesentlich dazu bei, den Menschen die ihnen gemäße heimatliche Welt zu bewahren (so die Regierungserklärung vom 25. Juni 1964).

Eingriffe in die Landschaft, die das Landschaftsbild verunstalten oder den Naturhaushalt schädigen, sollen vermieden werden. Beeinträchtigungen des Landschaftsbildes und Störungen des Naturhaushaltes sollen durch landschaftserhaltende und -gestaltende Maßnahmen gemildert oder ausgeglichen werden.

Wirtschaftliche und technische Erfordernisse machen in zunehmendem Umfang Eingriffe in die Landschaft nötig; der Schutz der Landschaft kann deshalb nicht zu einem grundsätzlichen Verbot für Eingriffe und Veränderungen führen. Bei unvermeidbaren Eingriffen müssen aber die Folgewirkungen auf den Natur-

haushalt berücksichtigt und die Wiederherstellung eines geordneten Landschaftsbildes angestrebt werden. Strenge Maßstäbe sind bei der Lagerung von Abfällen, Unrat oder Schutt in der Landschaft anzulegen, auch bei den sich immer stärker ausbreitenden Autofriedhöfen (vgl. LT-Beilage IV-267, 807, 756, 899). Durch geeignete landschaftsgestaltende Maßnahmen kann sehr oft ein Ausgleich zwischen den landwirtschaftlich-technischen und den biologisch-ästhetischen Erfordernissen geschaffen und eine neue Ordnung in der Landschaft gefunden werden.

Hierzu sollen insbesondere die rechtlichen Möglichkeiten des Natur- und Landschaftsschutzes ausgeschöpft werden.

Das als Landesrecht fortgeltende Reichsnaturschutzgesetz gestattet, Besonderheiten und Schönheiten der Natur als Naturdenkmal, Naturschutzgebiet oder sonstigen Landschaftsteil zu schützen und vor verunstaltenden, die Natur schädigenden oder den Naturgenuß beeinträchtigenden Änderungen zu bewahren. Von wesentlicher Bedeutung für die Landespflege ist § 20 RNatSchG, der alle Behörden vor einer Genehmigung von Maßnahmen oder Planungen, die zu wesentlichen Veränderungen der freien Landschaft führen können, zur rechtzeitigen Beteiligung der zuständigen Naturschutzbehörden verpflichtet. Vorschriften über Schutz und Pflege der Landschaft finden sich auch in zahlreichen anderen Gesetzen, z. B. im Flurbereinigungsgesetz vom 14. Juli 1953, im Gesetz zur Ordnung des Wasserhaushaltes (Wasserhaushaltsgesetz) vom 27. Juli 1957 oder im Bundesbaugesetz vom 10. Mai 1960. Wesentliche landschaftspflegerische Vorschriften sind im geltenden Forstrecht verankert.

Hierzu soll insbesondere beim Abbau von Lagerstätten die Rekultivierung gesichert, wo möglich der Ausbau der Abbauflächen mit Erholungseinrichtungen angestrebt werden.

Der Abbau von Lagerstätten, vor allem der zahlreichen Stein-, Kies-, Sand- und Lehmvorkommen, führt zu tiefgreifenden Veränderungen des Landschaftsbildes und zu fortwirkenden Eingriffen in den Naturhaushalt. Diese Beeinträchtigungen können gemildert werden, wenn die Abbaustätten landschaftsgerecht ausgeformt und gestaltet und der Umgebung angepaßt werden. Vor und während des Abbaus sind die Möglichkeiten einer späteren Rekultivierung zu prüfen und zu sichern. Nicht mehr kultivierbares Unland kann meist begrünt und in das Landschaftsbild eingefügt werden. Oft lassen sich durch den Abbau von Lagerstätten reizvolle Bereicherungen der

Landschaft und der Erholungsräume schaffen; insbesondere Baggerseen können relativ günstig ausgebaut werden (vgl. LT-Beilage IV-221).

Der Kiesabbau nimmt in letzter Zeit erheblich zu; er kann zu beträchtlichen Verunstaltungen des Landschaftsbildes und Beeinträchtigungen des Naturhaushaltes führen (vgl. Kiesgrubenerlaß des Innenministeriums vom 17. Mai 1966, Nr. V 4240/23, GABI 1966, S. 313).

Hierzu soll insbesondere Verödungserscheinungen des Landschaftsbildes entgegengewirkt werden, vor allem durch Förderung der landwirtschaftlichen Nutzung oder durch Aufforstung.

Der Strukturwandel in der Land- und Forstwirtschaft führt oft zu Verödungserscheinungen in der Landschaft. Insbesondere in Räumen mit ungünstigen Produktionsverhältnissen nehmen Grenzertragsböden, Ödland oder Sozialbrache zu. Die Vernachlässigung dieser Flächen stört das Landschaftsbild. Dem kann oft dadurch entgegengewirkt werden, daß diese Flächen entweder durch neue Wirtschaftsformen landwirtschaftlich weitergenutzt oder zu einem nach Baumbestand und Aufbauform standortgemäßen Wald aufgeforstet werden. Für die Erhaltung der Landschaft leistet die Land- und Forstwirtschaft somit Öffentlichkeitsarbeit. Auf lange Sicht ist die Pflege der Landschaft nur möglich, wenn auch die Land- und Forstwirtschaft durch eine weitere Rationalisierung leistungsfähig bleibt. Allerdings sollte nicht alles „Ödland“ unter allen Umständen bewirtschaftet werden. Ödland kann auch eine besondere Bedeutung für die biologische Schädlingsbekämpfung, das Kleinklima oder den Erosionsschutz haben; seine restlose Beseitigung kann zur biologischen Verarmung und sogar zum Verlust des naturnahen Charakters der Landschaft führen.

Hierzu soll insbesondere die Bodenfruchtbarkeit nachhaltig gesichert oder verbessert werden.

Die Bodenfruchtbarkeit steht in engem Zusammenhang mit dem gesamten Naturhaushalt. Störungen im Naturhaushalt sind vielfach die Ursache für ungünstige klimatische Veränderungen, für Bodenerosionen und Wachstumsschäden durch Wasser und Wind. Diesen Erscheinungen kann durch eine naturnahe Pflege der Landschaftsbestandteile oder die Anlage von Schutzpflanzungen entgegengewirkt werden. Bei der Flurbereinigung sind vielfältige landschaftspflegerische Maßnahmen zur Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit möglich (vgl. § 37 Abs. 2 FlurbG). Auch die Wasserwirtschaft muß der Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit besondere Beachtung

schenken, zumal die Besiedlung vorwiegend den wasserführenden und wasserspeichernden Talauen folgt. Auch bisher wurden bei den Maßnahmen zur Verbesserung der Agrarstruktur zahlreiche Schutzpflanzungen angelegt; sie gestalten gleichzeitig das Landschaftsbild.

Hierzu soll insbesondere eine Zersiedlung der Landschaft und ein Zusammenwachsen der Siedlungen vermieden werden.

Die Landschaft wird zersiedelt, wenn die Bebauung entlang vorhandener Straßen und Wege planlos ausföhrt; dann gehen die Siedlungen – insbesondere die Außenbereiche der Städte – ungeordnet in die Landschaft über. Die unregelmäßige und raumverschwendende Bebauung wird vielfach durch Einzelgebäude oder Häusergruppen in der freien Landschaft noch verstärkt. Sind die verbleibenden Freiflächen zu klein, so können sie weder landwirtschaftlich noch für die Erholung voll genutzt werden, da solche Flächen erfahrungsgemäß schnell verwildern und veröden. Der Zersiedlung kann entgegengewirkt werden durch eine Konzentration der Bebauung, eine straffe Zusammenfassung der baulichen Anlagen, eine geordnete Gestaltung der Ortsränder und durch eine klare Trennung zwischen Bauflächen und Freiland. Die Errichtung von Wochenendhäusern in der freien Landschaft kann ebenfalls zu einer unerwünschten Zersiedlung föhren. Wochenendhäuser sollen daher auf nicht störende Standorte gelenkt, nach Möglichkeit in Gruppen angeordnet und harmonisch in die Landschaft eingefügt werden.

Hierzu sollen insbesondere Aussiedlerhöfe in die Landschaft eingefügt werden.

Die Aussiedlung landwirtschaftlicher Betriebe in die Feldmark ist eine der wichtigsten Maßnahmen zur Verbesserung der Agrarstruktur. Dies kann zu einer erheblichen Umgestaltung des Landschaftsbildes föhren. Aussiedlerhöfe müssen aber nicht störend wirken, da die landwirtschaftlichen Bauten enge Beziehungen zur natürlichen Nutzung der Landschaft haben. Sie lassen sich harmonisch in die Landschaft einfügen, wenn sie an geeigneten Standorten gruppiert und entsprechend gestaltet und eingegrünt werden (vgl. Erlaß des Innenministeriums und des MELWF über die Gestaltung von Aussiedlungshöfen und ihre Einfügung in die Landschaft vom 4. Oktober 1963; GABI 1963, S. 602). Die 5 500 bisher erstellten Aussiedlungshöfe konnten weitgehend durch Bepflanzung in die Landschaft eingebunden werden.

Hierzu sollen insbesondere Verkehrs- und Versor-

gungsanlagen dem Landschaftscharakter angepaßt und durch Bepflanzung landschaftlich eingebunden werden.

Der moderne Straßenbau hat gezeigt, wie sich Straßen in die Landschaft einfügen lassen und wie sie optisch günstig geföhrt werden können. Geschlossene Landschaftsbilder sollten nach Möglichkeit nicht von Verkehrsbauten durchschnitten, durchschnitten aber in ihrer Eigenart erhalten werden. Dies läßt sich vor allem durch eine standortgemäße Bepflanzung erreichen. Die Begrünung darf aber nicht allein ästhetischen Gesichtspunkten folgen, sondern muß auch nach ihren ökologischen Wirkungen bemessen werden. Beim Bau von Wasserstraßen ist die Erhaltung der Landschaft von besonderer Bedeutung, weil eine zerstörte Ufervegetation nur mit großen Schwierigkeiten wiederhergestellt werden kann. Versorgungsleitungen, insbesondere Freileitungen, sind stets landschaftsfremd; sie können nur schwer in das Landschaftsbild eingeordnet werden. Wenn eine unterirdische Verlegung nicht möglich ist, sollten sie so unauffällig wie möglich durch die Landschaft geföhrt werden.

Auch im Sachbereich der Land- und Forstwirtschaft ist die Landschaft angesprochen, so wird darin festgestellt:

Die land- und forstwirtschaftliche Bodennutzung ist als wesentlicher Produktionszweig der Gesamtwirtschaft zu erhalten. Sie soll insbesondere dazu beitragen, die Ernährungsbasis der Bevölkerung zu sichern, die Kulturlandschaft zu wahren und zu gestalten sowie die natürlichen Lebensgrundlagen zu erhalten und die Erholungsräume zu pflegen.

89% der Gesamtfläche des Landes werden durch die Land- und Forstwirtschaft im Kulturzustand gehalten. Wo die Landwirtschaft vernachlässigt wird, gefährdet Brachland die Landschaft. Insbesondere in Räumen, die wegen der Bodengüte oder Hanglage nur für die Futtergewinnung geeignet sind, bleiben durch die Abnahme der Rindviehhaltung heute weite Flächen brach liegen; dadurch versteppt die Landschaft. Der Rückgang der Schafhaltung bedroht durch den Wegfall des Schafbisses die typischen Wacholderlandschaften der Schwäbischen Alb. Bei der Erhaltung der Kulturlandschaft und der Pflege der Erholungsräume nimmt die Land- und Forstwirtschaft Öffentlichkeitsaufgaben wahr. Wo nach streng wirtschaftlichen Grundsätzen zahlreiche Flächen wie Schafweiden auf der Schwäbischen Alb,

enge Waldtäler, etwa im Schwarzwald oder Odenwald, Wälder am Steilabhang der Schwäbischen Alb nicht mehr rentierlich bewirtschaftet werden können, müssen deshalb neue landschaftserhaltende Betriebsformen gesucht und gefördert werden (z. B. Weidebetriebe für Schafe oder Rinder) und die Tierbestände durch züchterische Maßnahmen an die veränderten Verhältnisse angepaßt werden.

Forstwirtschaft

Der Wald ist so zu erhalten, zu schützen und zu pflegen, daß er als Bestandteil der Kulturlandschaft, als natürliche Erholungsstätte und als Vermittler sonstiger Wohlfahrtswirkungen wirksam bleibt.

Eingriffe in den Bestand des Waldes in Verdichtungsräumen und in andere Wälder mit besonderen Wohlfahrtswirkungen, insbesondere in Naherholungsgebieten, in Wasserschutz- und Quellengebieten und in erosionsgefährdeten Gebieten, sind auf das Unvermeidbare zu beschränken; Verluste sollen durch Aufforstung von Ödland und Grenzertragsböden und Eingliederung der aufgeforsteten Flächen in den Waldverband ausgeglichen werden.

Beim Aufbau und bei der Pflege der Wälder sind die Erfordernisse der Landschaftspflege und der Erholung zu berücksichtigen; dies gilt auch für die Aufforstung von Ödland und Grenzertragsöden.

Die Abwasser- und Abfallbeseitigung, die uns von Jahr zu Jahr größere Sorgen bereiten, sind im Sachbereich Wasserwirtschaft wie folgt angesprochen:

Die Abwässer sind zur Vermeidung hygienischer Mißstände und zum Schutz der ober- und unterirdischen Gewässer so weitgehend wie möglich durch Kanalisationsanlagen zusammenzuleiten, zentral zu reinigen und in den nach den örtlichen Gegebenheiten am besten geeigneten Vorfluter einzuleiten. Die Belastung der Gewässer ist dabei so gering wie möglich zu halten.

Es sind die Einrichtungen zu schaffen, die erforderlich sind, um die festen und schlammförmigen Abfallstoffen, hygienisch einwandfrei zu befördern und geordnet abzulagern, zu kompostieren oder zu verbrennen. Hierzu sind – soweit nötig – Zusammenschlüsse anzustreben, die eine möglichst zweckmäßige, geordnete Beseitigung der Abfallstoffe auf lange Sicht sicherstellen.

Mit den allgemeinen Entwicklungszielen der Landesplanung für die räumlichen Bereiche (Gebiete) kann sich der Natur- und Landschaftsschutz voll einverstanden erklären. Die Festlegungen auf „Zentrale Orte – Mittelpunktgemeinden, Unter-, Mittel- und Oberzentren bis hin zu den Verdichtungsbecken, dem Verdichtungskern und den Entwicklungsachsen“ können dazu beitragen, daß der Verbrauch der Landschaft besser abgewogen werden kann. Es wäre äußerst wünschenswert und zu hoffen, daß der sich immer mehr steigernde Landschaftsverlust dadurch verringert werden könnte. Dieser war allein in Nordwürttemberg für den Zeitraum 1950–1963 5–6fach so hoch wie für die Zeit 1939 bis 1950, d. h. für Gebäude, Straßen, Gewässer, Flüsse und Sportplätze, Müllplätze, militärische Anlagen usw. stieg die beanspruchte Fläche in den entsprechenden Zeiträumen von 2282 ha auf 14971 ha.

Als Äquivalent dafür erhalten die Natur- und Landschaftsschutzgebiete, besonders in den Verdichtungsräumen unseres Landes auch als Regenerationszellen der menschlichen Gesundheit, immer mehr eine soziale und wirtschaftliche Bedeutung. Durch die Arbeit der Naturschutzbeauftragten und der Naturschutzbehörden sind in den letzten Jahren in Baden-Württemberg über 1200 Landschaftsschutzgebiete mit einer Gesamtfläche von etwa 350 000 ha ausgewiesen worden. Dies ist ungefähr 10% der Landesfläche und entspricht auch in der Größe in etwa der bebauten und für die Landschaft verbrauchten Flächen. Ein Vergleich zum Bundesgebiet zeigt, daß wir noch etwas unter dem Durchschnitt von 13,5% liegen (33 000 km²), wobei allerdings dort die Naturparke mitgerechnet worden sind.

Ohne auf Einzelheiten des Landesentwicklungsplanes einzugehen, kann gesagt werden, daß dieser Plan eine weitere Hilfestellung bei der Erhaltung und Gestaltung unserer Landschaft sein kann. Doch die angelaufenen Diskussionen machen deutlich, wie weit es auch hier von der Theorie zur Praxis ist, und wir werden bei der Aufstellung der konkreten Gebietsentwicklungspläne, Flächennutzungs- und Bauungspläne unsere ganze Aufmerksamkeit und den vollen Einsatz brauchen. Vieles wird nur in Kompromissen entschieden werden können, doch „wer vom Ziel nichts weiß, kann den Weg nicht haben“.

Hölderlins Republikanertum in Tübingen

Von Adolf Beck

... und eine schönere Geselligkeit
als nur die ehern-bürgerliche mag reifen!
Hölderlin an Christian Landauer
Februar 1801

Am 7. Juni 1968 sprach Pierre Bertaux von der Sorbonne, ein Hölderlin-Forscher von Rang, vor der Jahresversammlung der Hölderlin-Gesellschaft in Düsseldorf über ‚Hölderlin und die Französische Revolution‘. Am 10. Juni berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung sehr zustimmend über den Vortrag. Am 6. August druckte sie seine Hauptteile. Die Sache hat zeitgemäße Sensation gemacht. Hölderlin ist, wieder einmal, „aktuell“ geworden. Über dem Berichte stand das Kern- und Schlagwort „Jakobiner“.

1. „Daß Hölderlin ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution, ein Jakobiner war und es im tiefsten Herzen immer geblieben ist . . .“
2. „Von Hölderlins drei großen Erlebnissen: dem Wesen der Griechen, der Liebe zu Susette Gontard und der Revolution ist das letztere das entscheidende gewesen.“

Das sind zwei Hauptthesen Bertaux' über Hölderlins Leben und Denken. In der französischen Germanistenzeitschrift vertrat er sie schon 1965¹, formulierte sie aber noch schärfer: Hölderlin war und blieb „un Jacobin enthousiaste, convaincu, passionné, sans réserves“; die Revolution war „l'événement majeur (das Erlebnis) de son existence“.

Im folgenden sollen die Dinge nüchtern betrachtet, Bertaux' erste These je nachdem bestätigt, zurechtgerückt oder abgewiesen werden. Der Gedanken- und Beweisgang muß ihr streckenweise auf den Fersen bleiben. Die wissenschaftliche Erörterung der zweiten These ist ohne subjektive Färbung – wie sie der These selbst anhaften dürfte – wohl kaum möglich. Sie soll in einem erweiterten Gang der Darstellung etwas später versucht werden. Dabei muß auch die so heikle wie wichtige Frage angegangen werden, wie sich bei Hölderlin das „Erlebnis“ der Revolution (und das der Griechen) zu dem „Erlebnis“ des „Vaterlandes“ verhält, das in der zweiten These nicht unter den „großen Erlebnissen“ erscheint. – Der beschränkte Raum erfordert Knappheit der Ausführung, Beschränkung auf das Wesentliche und Eingrenzung des Themas – fast ausschließlich – auf die Jahre Hölderlins in Tübingen. Die Grundlagen sind,

wie natürlich, Äußerungen Hölderlins und anderer, darunter solche, die Bertaux nicht zitiert, nicht sichtbar in die Waage gelegt hat, die jedoch zur Sache Wichtiges besagen. –

Zur Orientierung vorab eine Skizze der Hauptschritte der Revolution. Nach Einberufung der Generalstände erklärte sich am 17. Juni 1789 der Dritte Stand als Verfassunggebende Nationalversammlung. Am 14. Juli wurde die Bastille gestürmt, am 26. August die Menschen- und Bürgerrechte verkündet. (Hölderlin war knapp ein Jahr im Stift, mit Neuffer und Magenau in einem hochgemuten Dichterbund vereint.) Am 14. Juli 1790 feierte Paris das Föderationsfest („Bundesfest“), ein wahres Fest des Volkes, ein Fanal seines Willens zur Verbrüderung und „Erneuerung“, das jedoch den Ausbruch und Austrag prinzipieller Gegensätze der Faktionen nicht aufhielt. 1791 wurde die Verfassunggebende von der Gesetzgebenden Versammlung abgelöst. In ihr führten, zwischen Monarchisten (Feuillants) und Radikalen (Jakobinern und Cordeliers) stehend, die Girondisten, gemäßigte Republikaner, großenteils dem Bildungsbürgertum und der Provinz entstammend. (Hölderlin schrieb damals seine idealbegeisterten Tübinger Hymnen.) Die Girondisten waren es, die 1792 den Krieg gegen die Monarchien betrieben, der am 20. April an Österreich und Preußen erklärt wurde und in diesem ersten Jahr zu Frankreichs Gunsten ablief. Am 10. August wurden die Tuilerien erstürmt, der König abgesetzt. Es folgten die September-Morde, der Aufruf zum levée en masse, die Abschaffung der Monarchie, die Errichtung der Republik. (Hölderlin stand in dem Denkerbunde mit Hegel und Schelling und begann seinen ‚Hyperion‘.) Im Konvent, der 1792 zusammentrat, trieb der liberale Demokratismus bald dem Radikalismus und einer Diktatur der Jakobiner zu, die besonders im Wohlfahrts- und Sicherheitsausschuß herrschten. Am 2. Juni 1793 wurde die Gironde von der Montagne niedergedrungen, von ihren Führern der größere Teil Ende Oktober, der Rest 1794 hingerichtet oder auf dem Lande toteschlagen. „La terreur est à l'ordre du jour.“ (Hölderlin setzte den ‚Hyperion‘ fort und schrieb sein hymnisch-elegisches Gedicht ‚Griechenland, an Stäudlin‘.) Mitten im Terror wagte Desmoulins, einer der ältesten Revolutionskämpen, einen

„Gnadenauschuß“ anzuregen und sein Credo in das Volk zu rufen: ein Credo an „unsre Freiheit“, die „die Brüderlichkeit, die heilige Gleichheit“ sei. Das Stadium der Revolution sollte in den Status der Republik überführt werden: ein Hauptsatz des politischen Programms von Danton und Desmoulins. Dafür mußten sie Anfang April 1794 aufs Schafott. Am 27./28. Juli schließlich wurde an Dantons früherem Kampfgefährten und jetzigem Henker das Wort eines Girondisten, die Revolution fresse wie Saturn die eigenen Kinder, Wahrheit. Die Zeit des Terrors war vorbei; weiter ging der Existenzkampf der Nation und Republik gegen ihre Feinde draußen. Aus dem Verteidigungs- wurde freilich ein Expansionskrieg. An dessen großem Enderfolg hatte entscheidenden Anteil der junge Heros Frankreichs, der die Welt faszinierte und bewegte. Er setzte am 9./10. November 1799 das Direktorium ab und sich zum Ersten Konsul ein –, wie sein bisheriger Bewunderer Hölderlin schrieb: „eine Art von Diktator“. Die Ära der Revolution war zu Ende.

Bertaux hat den Deutschen bescheinigt, ihnen fehle zum vollen Verständnis Hölderlins „das eingefleischte Vertrautsein mit der Geschichte der Französischen Revolution und dem Revolutionspathos“. Das mag wohl sein. Wenn sich im folgenden ein Deutscher, der nicht einmal gelernter Historiker ist, bei Gelegenheit zu Phänomenen und Problemen der Revolution zu äußern wagt, so tut er es auf die Gefahr, sich bloßzustellen. Er kann sich allenfalls, ganz bescheiden, darauf berufen, daß er sich bei Entdeckung französischer Quellen für ‚Dantons Tod‘ von Büchner² – Quellen, die unmittelbar dem „Blutkessel“ von Paris 1793/95 entspringen – mit Vorgängen und Reden, Programm- und Kampfschriften der Terrorzeit befaßt hat. Zwar ohne „eingefleischtes Vertrautsein“, doch nicht ohne starke, ja stärkste Faszination.

I

1. Daß die Französische Revolution in ihren ersten Stadien und Jahren Hölderlin begeisterte, ist lang bekannt und anerkannt. Sie begeisterte ihn gleichermaßen als Aufbruch und Bewegung eines großen Volkes, das sich „erneuern“ wollte („régénération“ war ein Urwort der Revolution), und als Trägerin von Ideen, die der Menschheit galten. Davon zeugen eindrucksvoll die Tübinger Hymnen. Sie sind durchweht von Hoffnung auf „die neue Schöpfungsstunde“, durchhallt von hochgemutem Anruf an die brüderliche Menschheit, deren „Millionen knüpft der Liebe Band“. Wird hier ein Wiederhall des „Bundesfestes“

der Franzosen 1790 hörbar? – Die Briefe allerdings verraten lange nichts von der Ergriffenheit des Hymnikers. Wie fern vom „Zeitgeist“ klingt es doch im Frühjahr 1791, wenn er sich zu einem kontemplativen Lebensideal bekennt: es sei sein „höchster Wunsch – in Ruhe und Eingezogenheit einmal zu leben – und Bücher schreiben zu können“³. Das war gewiß kein fester „Lebensplan“, markiert jedoch den einen Pol der Existenz des Dichters. – Erst gegen Ende 1791 fällt im Bereich der Briefe das Kernwort „Menschenrecht“: er habe sich, so schreibt er, von Rousseau „ein wenig über Menschenrecht belehren lassen“⁴. Der politisch-moralische Sinn und Wert des Wortes ergriff ihn aber, wenn nicht früher, schon im Jahr zuvor: die ‚Hymne an die Unsterblichkeit‘ beruft „die Starken“, die „den Despoten wecken, Ihn zu mahnen an das Menschenrecht“. Der Glaube an dieses und seinen Sieg ist es wohl vor allem, der des Dichters Blick nach Frankreich wandte. Im Juni 1792 sieht er in den Franzosen „die Verfechter der menschlichen Rechte“ gegenüber den Österreichern, von denen, wenn sie siegen, „schlimme Zeit“, schrecklicher „Mißbrauch fürstlicher Gewalt“ drohe⁵. In den Briefen ist dies das erste, zwar mittelbare, doch eindeutige Bekenntnis zur Idee der Republik. Diese aber schwebt nicht in der Luft, sondern nährt sich aus der Kraft republikanischen Menschentums – eines Menschentums, dem es, „wenn es sein muß, auch süß und groß ist, Gut und Blut seinem Vaterlande zu opfern“. So schreibt der Dichter gegen Ende 1792, ergriffen von dem das republikanische Leben besiegelnden Todesmut „der Helden, die in dem großen Siege bei Mons starben“⁶. –

2. Im Stift wie in der Karls-Akademie – darüber nachher – wurde die Saat republikanischer Gesinnung und Begeisterung genährt vom Gedanken an die „tyrannische Willkür“ Herzog Karl Eugens gegen Moser, Schubart, Schiller. Die Stifftler hatten aber – wenige Monate nach Anbruch der Revolution – auch unmittelbar die harte Hand des Herzogs zu spüren bekommen, und Hölderlin hatte darauf sehr spontan und heftig reagiert. Das läßt sich erweisen. Ende November 1789 bat er seine Mutter eindringlich, aus dem Stift ausscheiden und Jura studieren zu dürfen; sein „Temperament“ sei nun einmal nicht „für Druck und Verachtung“ geschaffen⁷. Am 15. Juni 1790 schrieb er, es sei „unbeschreiblich, unter welchem Drucke“ das Stift jetzt stehe⁸. Der Hintergrund ist erhellbar. Es war des Herzogs Eingriff in das Stift. Am 5. November 1789 fand er bei einem Besuch im Stift ein neues Steckenpferd für seine Reform- und

Erziehungssucht, das er von nun an weidlich ritt. Er hielt damals eine Mahnrede, die „auf strenge Ordnung und Gesetzmäßigkeit“ drang, und erwartete „großen, unmittelbaren Erfolg“. Da dieser ausblieb, „wurde sein Eifer nur desto lebhafter“: er hielt am 11. November den Ephorus zur Strenge an und ließ sein Schreiben „den sämtlichen Stipendiaten vorlesen“⁹. Kaum vierzehn Tage danach drängte Hölderlin aus dem Stift hinaus¹⁰. Ein ursächlicher Zusammenhang liegt nahe. Er wird bestätigt durch das eben damals geschriebene Gedicht ‚Die Weisheit des Traurers‘¹¹. Da bricht in apokalyptischem Bilde Zorn, ja Haß hervor, Empörung eines jungen Menschen, der sich als „ein Sklave“ fühlt (das ist der ursprüngliche Schlußpunkt des Nachbargedichtes ‚Einst und Jetzt‘). Hier vom Entwurf drei Strophen, deren letzte, schärfste bald ganz getilgt wurde. Der Eingang ruft die „stille Weisheit“ an, die auch „unbestechne Richterin“ sein kann.

„Da reißeest du die glänzende Larve weg
Tyrannenfesten, wo sich das Fürstlein krümmt,
Dem Stolz der Könige zu gleichen, . . .

Elender Tor! schon schleichet der Tod in dir,
Es naht, Tyrann, der furchtbaren Rache Tag,
Er naht mit schröcklich leisen Schritten,
Daß er dich hin vor den Richter schmettre!

Wie da der große Geist um den Thron sich krümmt,
Mit heulendem Gewinsel Erbarmung fleht!
Hinweg! Tyrannen keine Gnade,
Ewige Rache den Völkerschändern!“

Merken wir den Ausdruck „Völkerschänder“ vor! – Zwar wird die Vergeltung nicht, noch nicht im Aufstand der Bedrückten im Namen des „Menschenrechts“ gesucht, sondern auf den Jüngsten Tag verschoben, dem Weltenrichter anvertraut. Aber der Richterspruch ist mehr als Wiederholung der abgegriffenen Devise: In tyrannos. Er gilt Karl Eugen, dem „Fürstlein“, das in seinen verschwenderischen Festen „dem Stolz der Könige“ nachtrachtet und dabei doch nur „sich krümmt“ wie ein Lakai, einst aber – man beachte die Wiederkehr der Metapher – vor dem Weltrichter wie ein Wurm.

3. Hölderlins Ergriffensein von der Sache der Franzosen wird nicht gemindert dadurch, daß es ein Generationserlebnis war, das ihn mit vielen vorzüglichen Altersgenossen verband. Christoph Heinrich Pfaff (1773–1852), bis Ostern 1793 Karlsschüler, Fluchthelfer Joseph Anton Kochs, sehr jung als Professor der Medizin nach Kiel berufen, noch im Alter ein Streiter des Liberalismus, beschreibt und belegt in seinen Lebenserinnerungen¹² seinen und seiner Freunde „glühenden Enthusiasmus für die Franzö-

sische Revolution, ihre Grundsätze, ihre Helden und ihren zeitweiligen glücklichen Fortgang“. Der Enthusiasmus nährte sich durch die „Beispiele tyrannischer Willkür in unserem Lande“ und äußerte sich besonders „durch Bildung einer Art von politischem Club“, der „kosmopolitische und auf Befreiung und Veredelung der Menschheit gerichtete Zwecke“ verfolgte, auch durch Miniatur-Nachahmung des Föderationsfestes. Ähnliches ist von Tübingen bezeugt, wenn auch die Sage von dem Freiheitsbaum zweifelbar. „Es bildete sich im Stift ein politischer Club. Man hielt die französischen Zeitungen. Man verschlang ihre Nachrichten“: so schon 1844 Hegels Biograph Karl Rosenkranz¹³.

Die „eifrigsten Teilnehmer an dem Club“, die Sendboten des Evangeliums der Menschenrechte, waren die Stifftler aus der Grafschaft Mömpelgard, die noch zu Württemberg gehörte. Hölderlin aber war 1792 mindestens mit einem Mömpelgarder eng verbunden¹⁴. Im September schrieb er seinem scheidenden Freunde Leo von Seckendorf die zweite Strophe seiner hochgemuten ‚Hymne an die Menschheit‘ auf ein Stammbuchblatt. Über dieses und das Nachbarblatt setzte er die Worte:

„Ewig – . . . – verbunden!“

Das Gelöbnis galt dem Mömpelgarder Fallot, der sich auf dem Nachbarblatt vor Hölderlin, wohl in dessen Gegenwart, mit einer präzeptoralen Mahnung an den Baron verewigt hatte:

„La meilleure leçon que j'ai à te donner,
c'est de ne plus être aristocrate.

Symb. Souviens-toi de te ton ami
Mort ou liberté. G. F. Fallot, bon patriote.“

„Ewig verbunden“: zweifellos in der Gesinnung als Demokrat, somit als „guter Patriot“. (Merken wir uns diese Wendung, der wir bei Hölderlin in wichtigem Zusammenhang begegnen werden.)

4. Ein halbes Jahr zuvor hatte Hölderlin brieflich¹⁵ seine möglichen Konsequenzen aus den Neuen Statuten des Stifts bedacht, die vom Herzog im November 1789 angeordnet, von den Stifftlern kritisch-bang erwartet wurden; war doch durchgesickert, daß sich darin der starr autoritäre Wille des Herzogs durchsetze. Den Stifftlern sei „bänger als je; sie wollen sichs aber nicht nachsagen lassen, sondern behaupten hautement, sie werden durch ihre Protestationen dem Ding schon eine andere Gestalt geben“: so schrieb ein Repenten Ende Februar, fast zur gleichen Zeit wie Hölderlin¹⁶. Dessen private „Protestationen“ sind männlich-selbstbewußt, nicht aber „haute-

ment“ gesprochen. Er lehnt es als als „vernünftiger Mensch“ wie auch aus „Ehrgefühl“ ab, sich „wider-sinnische, zwecklose Gesetze aufdringen zu lassen“, unter denen seine „besten Kräfte zu Grunde gehen würden“. Er weiß sich darin mit dem „größten und besten Teil“ der Repetenten und Alumnen einig, ist aber notfalls auch entschlossen, ganz auf sich gestellt zu handeln. Zuletzt erhebt er seinen Einzelfall ins Allgemeine, Exemplarische: „Wir müssen dem Vaterlande, und der Welt ein Beispiel geben, daß wir nicht geschaffen sind, um mit uns nach Willkür spielen zu lassen. Und die gute Sache darf immer auf den Schutz der Gottheit hoffen.“

In einem ganz persönlichen Bereich wirkt wohl auch hier der Gedanke an das „Menschenrecht“, das zugleich Menschenwürde ist. Eine solche selbstbewußt-entschlossene Haltung, eine solche Sprache ist wohl zum Teil Ergebnis des Gesprächs mit gleichgesinnten Freunden, zum Teil aber – das ist nur vermutbar – Frucht des Miterlebens der Selbstbefreiung eines großen Volkes, dessen Söhne „der Welt ein Beispiel“ gaben: ein Beispiel für die schöpferische Kraft des Glaubens an die Freiheit.

5. Im fünften, letzten Studienjahre Hölderlins nahm allem Anschein nach im Stift die Gärung zu (wie rings im Lande der Verruf des Instituts ob seiner „Ausartung“). Die Flucht eines „democrata“ erregte „Bewegung um Ostern“. Im August ging dem Herzog, von ihm dem Konsistorium, von diesem dem Inspektorat des Stifts eine Anzeige der vorderösterreichischen Regierung in Freiburg zu, des Inhalts, daß im Stift „die Stimmung äußerst demokratisch sein solle, besonders aber ohne Scheu die französische Anarchie und der Königsmord öffentlich verteidigt werden“¹⁷. Das Inspektorat vernahm allein die Repetenten, nicht die Stiffler selbst, und ging in seiner Antwort um den heißen Brei herum; es verlegte den Schwerpunkt von der Kernfrage, ob „die Stimmung äußerst demokratisch“ sei, auf beruhigende Auskunft über „Subordination“: man könne „dem Gerücht von demokratischer Denkungsart . . . nicht geradezu widersprechen“, wohl aber „behaupten, daß solche sich höchstens in Worten geäußert haben möge“, sich aber „auf Ruhe und Ordnung noch nicht“ im geringsten ausgewirkt habe. So ging die Sache wie das Hornberger Schießen aus, obwohl der Herzog seinen Verdacht auf „demokratische und anarchische Gesinnungen“ wie seinen Wunsch, „die Schuldhaften zur Strafe zu ziehen“, nicht fahrenlassen mochte. Man hätte wohl viele, darunter die Besten, belangen müssen. Ganz harmlos war die Sache sicher nicht.

Nur fragte sich's, welches Gewicht man schon der „Stimmung“, der Gesinnung und dem Worte beizulegen, ferner, welchen Einfluß auf das Leben und die Tat man der Gesinnung beizumessen habe. („Aber kommt, wie der Strahl aus dem Gewölke kommt, Aus Gedanken vielleicht geistig und reif die Tat?“) Von Hegel, dessen „Held“ im Stift Rousseau war, bezeugt sein vertrautester Studienfreund¹⁸, daß er „der begeistertste Redner der Freiheit und Gleichheit gewesen sei, und daß er, wie damals alle jungen Köpfe, für die Ideen der Revolution geschwärmt habe“. Präziser noch berichtet Ch. Th. Schwab 1846¹⁹:

„Hegel galt für einen derben Jakobiner, und auch Hölderlin war dieser Richtung zugetan.“

Diese Angabe – die die Brücke zurück zu Hölderlin bilden mag – ist zwar die einzige direkte Nachricht über sein „Jakobinertum“, die Quelle davon unbekannt; aber sie abschwächen zu wollen wäre leichtfertig und beschränkt. Das Wort ist als vollwichtige Münze hinzunehmen.

Gleich gewichtig ist aber ein Zusammenhang, den Schwab im Anschluß daran zeichnet und der im Hinblick auf Bertaux' zweite Hauptthese von Bedeutung ist: der Zusammenhang von „Altertum“ und Republik.

„Da die Idee eines Freistaates in Frankreich ins Leben getreten war, so glaubte sich eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen; . . . Hölderlin pflegte seinen Freunden, wenn ihn das Schicksal von denselben trennte, Treue zu schwören ‚bei den Gefallenen von Marathon‘²⁰ und verknüpfte überhaupt das Altertum, das lebendig vor seiner Seele stand, gerne bei jeder Gelegenheit mit der Gegenwart.“

Halten wir hier ein und blicken wir zurück, so ergibt sich: Bertaux' These, daß Hölderlin „ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution“ war, wird für seine Studienjahre durch fast alles hier Angeführte bestätigt, die These, daß er „ein Jakobiner war“, durch einiges gestützt. Daran ist, so scheint es, nicht zu rütteln.

Bertaux koppelt aber die beiden Begriffe: „ein begeisterter Anhänger der Französischen Revolution, ein Jakobiner“. Ist der zweite Begriff Erläuterung des ersten oder Steigerung? Wie dem auch sei: besteht die Koppelung zu Recht? – Bertaux meint ferner, Hölderlin sei „es im tiefsten Herzen immer geblieben“. Mit Recht? Das ist im folgenden zu prüfen.

1. Im zweiten Halbjahr 1793, vor dem Studienabschluß, sah Hölderlin mit einiger Sorge seiner „künftigen Bestimmung“ entgegen. Examenshalber hatte er „an der Galeere der Theologie zu seufzen“²¹ und empfand doch den „unüberwindlichen Trieb“, seine „Kräfte . . . mehr und mehr auszubilden“²². Meist verbrachte er die Tage still und eingezogen, im Wechsel rezeptiv und produktiv: „oft in der Gesellschaft der heiligen Muse, oft bei meinen Griechen“, dann „wieder in Herrn Kants Schule“²³. Philosophischer Gang wurde von dichterischer Phantasie beflügelt: „Götterstunden“ verlebte er „unter Schülern Platons“; im ‚Timaios‘ tat sich ihm „die Seele der Welt“ auf, im ‚Gastmahl‘ das Wesen der Liebe²⁴. Aus seinem „Leibstück“ aber, dem Gespräche Posas mit dem König, zog er die Kraft seiner Liebe zum „Menschengeschlecht“ und die Ahnung seines Berufes²⁵.

„Ich liebe das Geschlecht der kommenden Jahrhunderte. Denn dies ist meine seligste Hoffnung, der Glaube, der mich stark erhält und tätig: unsere Enkel werden besser sein als wir, die Freiheit muß einmal kommen, und die Tugend wird besser gedeihen in der Freiheit heiligem, erwärmendem Lichte als unter der eiskalten Zone des Despotismus. Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage . . . Dies ist das heilige Ziel meiner Wünsche und meiner Tätigkeit – dies, daß ich in unserm Zeitalter die Keime wecke, die in einem künftigen reifen werden.“

Eine Fernliebe gleichsam. Wohl ist auch von „unserm Zeitalter“ die Rede, doch es gilt als Zeit nicht der Erfüllung, sondern der Vor- und Hinarbeit „auf bessere Tage“, auf „herrliche Früchte“ der jetzigen „Bestrebungen Einzelner“ (so in dem ausgelassenen Satz). „Freiheit“ bleibt ein höchstes Gut; ihr Kommen aber – man darf sagen: ihre Epiphanie – ist Postulat und wird in unbestimmte Zukunft projiziert: „die Freiheit muß einmal kommen“.

Von der „aktuellen“ Gegenwart fällt hier kein Wort. Und doch behielt der Dichter die Vorgänge in Frankreich, wo damals die Gironde unterging, in einem wachen Blick. Das läßt sich zeigen.

2. Anfang Juli schrieb Hölderlin seinem Bruder ein paar Sätze, deren letzter wichtig, aber nicht eindeutig erklärbar ist²⁶. Über Stuttgart hatte er aus Straßburg erfahren: „den 14. Julius, den Tag ihres Bundesfestes werden die Franzosen an allen Enden und Orten mit hohen Taten feiern“. Die „hohen Taten“

blieben aus. Es folgt der Satz: „Es hängt an einer Haarspitze, ob Frankreich zu Grunde gehen soll, oder ein großer Staat werden?“

Deutlich spricht auch hier die Liebe zu Frankreich als Republik mit; der Dichter wünscht, es möchte „ein großer Staat werden“. Worin jedoch bestand die Krise, die er meint? Man mag an Kriegseignisse denken: eben damals wurde Mainz, für beide Heere eine Schlüsselfestung, von den Preußen bombardiert und bald darauf zurückerobert. Man mag aber auch an schwere innere Kämpfe denken: die sich vollziehende Vernichtung der Gironde. Festgelegte Entscheidung ist kaum möglich. Immerhin sprechen vielleicht für den Bezug auf Parteikämpfe zwei folgende Äußerungen Hölderlins. (Wir greifen auf das Wort zurück in Abschn. 7.)

3. Am 13. Juli erdolchte Charlotte Corday, wie allbekannt, Marat, den Jakobiner, der die Vernichtung der Gironde betrieb und das Strafgericht, das Blutbad in Lyon angeregt hatte. Davon schreibt Hölderlin Ende Juli seinem Bruder²⁷. Für ihn ist der Ermordete „der schändliche Tyrann“. Dann fährt er fort, empört und feierlich zumal: „Die heilige Nemesis wird auch den übrigen Volksschändern zu seiner Zeit den Lohn ihrer niedrigen Ränke und unmenschlichen Entwürfe angeidehen lassen.“

Erinnern wir uns: in der ‚Weisheit des Traurers‘ werden die fürstlichen „Tyrannen“ als „Völkererschänder“ verdammt. Wer sind jetzt für Hölderlin neben dem Jakobiner Marat, der „der schändliche Tyrann“ ist, die „übrigen Volksschänder“?

Doch Hölderlin fährt weiter fort: „Brissot dauert mich im Innersten. Der gute Patriot wird nun wahrscheinlich ein Opfer seiner niedrigen Feinde.“

Erinnern wir uns: jener Mömpelgarder Demokrat, mit dem sich Hölderlin „ewig verbunden“ fühlte, nannte sich „bon patriote“. „Der gute Patriot“, der ihn „im Innersten dauert“, ist jetzt für Hölderlin Brissot: ein prominenter Führer der Gironde im Konvent, der sich in Wort und Schrift den Jakobinern widersetzte. Wer sind für Hölderlin seine „niedrigen Feinde“?

4. Die Prognose Hölderlins war richtig. Die Girondisten wurden ausgerottet (Bertaux sagt: „liquidiert“). Anfang Oktober bat Hölderlin von Nürnberg aus, wo er abseits saß, Neuffer²⁸: „Schreib mir doch, wenn Du früher das Nähere von dem Schicksale der Deputierten Guadet, Vergniaud, Brissot p. p. hörst.“ Es waren die Häupter der Gironde. Hölderlin fährt bitter fort: „Ach! das Schick-

sal dieser Männer macht mich oft bitter. Was wäre das Leben ohne eine Nachwelt?"

Hölderlin dachte also viel über die politische Rolle und „das Schicksal dieser Männer“ nach, nahm regen Anteil daran und erhoffte von der „Nachwelt“ die Rettung ihres Gedächtnisses, den Ausgleich ihres in seinen Augen bitteren und verbitternden Schicksals.

5. Halten wir kurz ein in der Revue der Äußerungen Hölderlins. Konnte so, wie wir es eben hörten, ein unentwegter „Jakobiner“ sprechen? Ein Mann, der – wir glauben Schwab – „dieser Richtung zugetan“ war, den aber jetzt „der gute Patriot“ Brissot „im Innersten dauert“: kann er „im tiefsten Herzen immer“ Jakobiner geblieben sein? „Im tiefsten Herzen“, sagt Bertaux; „im Innersten“, sagt Hölderlin. Nur ist der Bezug diametral verschieden. Wenn in seinem Herzen beide Empfindungen oder Gesinnungen nebeneinander wohnten, so war er ein Empfindungs- und Gesinnungsjongleur. Das war er nicht. Man sage nicht: Er hatte eben menschlich Mitleid mit Brissot. Nein, Brissot galt ihm als „der gute Patriot“, der für „die gute Sache“ seines Vaterlandes einstand. Man sage auch nicht: Nun ja, er distanzierte sich, vielleicht angewidert, von den Exzessen, den Blutorgien; „im tiefsten Herzen“ aber und im Geiste blieb er „immer“ Jakobiner.

Selbstverständlich kennt Bertaux die angeführten Äußerungen. Als Zitate jedoch führt er sie nicht ins Feld. Sie gehören aber unbedingt zur Sache. Sie mußten interpretiert, auf ihr Gewicht für die eine oder andere Schale der Waage geprüft werden. Bertaux erklärt summarisch: „Genauer definiert, entspricht Hölderlins Gesinnung derjenigen der Girondisten, die dem Jakobinismus, wie man in Deutschland fälschlich meint, nicht entgegengesetzt war. Die Girondisten vertraten den rechten, gemäßigten Flügel der Jakobiner, bis die ‚Montagnards‘, die zum Äußersten entschlossen waren, die bedrohte Republik zu retten, sie politisch und physisch liquidierten.“

Kaum wagt ein Deutscher, dem „das eingefleischte Vertrautsein“ fehlt, zu fragen: Vertraten die Girondisten wirklich – und vor allem: geraume Zeit hindurch – „den rechten, gemäßigten Flügel der Jakobiner“? Der Gegensatz der beiden Gruppen war teils ein sozialer: Bürgertum und Masse („Proletariat“), teils ein regionaler: Provinz und Metropole, großenteils jedoch ein innenpolitischer: hie Föderalismus, hie Zentralismus. – Ferner: Soll Bertaux'

Aussage, daß die Montagnards „zum Äußersten entschlossen waren, die bedrohte Republik zu retten“, bedeuten, daß sie die Girondisten darum „liquidierten“, weil diese die Republik bedrohten (oder auch nur den Montagnards zu bedrohen schienen)? So kann es sicher nicht gemeint sein. Denn die Girondisten waren nicht Feinde der Republik. Sie waren Republikaner so gut wie ihre Henker. Sie waren 1792 bereit, es mit ganz Europa aufzunehmen, um überall die Monarchie zu stürzen. (Daß die Wortführer der Jakobiner – man lese ihre Reden im ‚Moniteur‘ – über Bedrohung der Republik schrien und gegen deren Feinde wetterten, steht mindestens zum Teil auf einem andern Blatt: auf dem der Propaganda, der Demagogie. Daß in scharfen ideologischen Auseinandersetzungen dem Gegner die jeweils schwärzesten Gesinnungen und Absichten unterstellt werden, dürfte heute nicht mehr ungeläufig sein.)

6. Robespierres Hinrichtung schien Hölderlin „gerecht, und vielleicht von guten Folgen zu sein“. So schrieb er am 21. August 1794 seinem Bruder, im Ausdruck maßvoll, fast behutsam²⁹. Doch fügt er einen Wunsch hinzu, fast feierlich: „Laß erst die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden, kommen, was die Sache der Menschheit ist, gedeihet dann gewiß! Amen.“

Die „Sache der Menschheit“ also war es, um die es Hölderlin ging. Es war die Sache, deretwegen vor fünf Jahren das Volk von Frankreich aufgebrochen war. Zu ihrem Gedeihen hofft der Dichter jetzt „die Menschlichkeit und den Frieden“ herbei. Ist das im Zusammenhang mit dem Ende Robespierres und des Terrors anders zu verstehen als so, daß er „die Sache der Menschheit“ eben von Robespierre und seinem Anhang mehr verraten als vertreten sah? – Darin war Hölderlin über die Entfernung hinweg mit Hegel einig. Der schrieb am Heiligen Abend 1794 an Schelling, der Prozeß gegen Carrier habe „die ganze Schändlichkeit der Robespierroten enthüllt“³⁰. Wir erinnern uns: „Marat, der schändliche Tyrann“ und die „übrigen Volksschänder“.

7. Als „Freund der Freiheit und Gleichheit“ kam 1790 ein junger Deutscher nach Paris, wo er regelmäßig die Sitzungen der Verfassungs- und der Gesetzgebenden Versammlung besuchte, sich längere Zeit „mit großem Eifer bei den Verhandlungen der Jakobiner“ einstellte, mit vielen führenden Männern Verbindung aufnahm und die Entwicklung klaren, scharfen Blicks mitansah. 1792/93 publizierte er

Aufsätze in Archenholz' ‚Minerva‘, 1794 anonym ‚Bruchstücke aus den Papieren eines Augenzeugen und unparteiischen Beobachters der Französischen Revolution‘³¹. Es war der Schlesier Konrad Engelbert Oelsner, „ein Mann von Geist“, der gründlichere Untersuchung lohnen würde: Landsmann und Freund, Korrespondent und Gesinnungsgenosse Johann Gottfried Ebel in Frankfurt, der Mitte 1795 Hölderlins Freund wurde; 1796 Geschäftsträger der Reichsstadt Frankfurt in Paris, wohin ihm Ebel im September folgte; in spätern Jahren preußischer Legationsrat; für seine Zeit ein hervorragender Kenner der Revolutionsgeschichte, die, wie Zschokke sagt, vielleicht niemand „gründlicher, treuer und belehrender“ hätte schreiben können.

Heben wir kurz – gleichsam auf dem Gang zu dem Hauptpunkt, dessetwegen wir Oelsner einführen – einiges von seinen Urteilen auf. Er ist dabei, wie Robespierre in kleinem Kreis „über das repräsentative System herfällt“ und die „sehr gründliche Widerlegung“ eines Girondisten „durch verachtendes Stillschweigen“ erwidert. Er fürchtet von ihm eine „Katastrophe“, „wenn er seinen blutigen Eingebungen bis zum Ausbruche folgt“; er fürchtet früh schon eine „Diktatur“ des Jakobiner-Clubs, die „großes Unheil anrichten“ werde. Vom Mai 1792 an bleibt er den Club-Sitzungen fern. Sein Grund: „der Scharlatanerie, der Heuchelei, des Blutdurstes Robespierres seit lange müde, endlich nicht mehr den schauerhaften Anblick der Convulsionen des Fanatismus auszuhalten vermögend“.

Der Hauptpunkt: Oelsner stand den Girondisten nicht besonders nahe; dem Untergang der Gironde aber maß er symptomatische Bedeutung zu. Davon schreibt Georg Forster seiner Frau: „Oelsner meint, die Republik wäre nun mit Brissot und Vergniaud zu Grunde gegangen.“

Ein vernichtendes Urteil. Gewiß ein subjektives, vielleicht spontanes, von Empörung oder Depression des Augenblicks bestimmtes Urteil. Ob es richtig war, steht nicht zur Diskussion. Es geht um die entschiedene Meinung eines Kenners, der scharf und nüchtern hinab in die Arena blickte, an deren Ausgang das Schafott der Girondisten wartete.

Für Oelsner hieß der Untergang der Gironde: Untergang der Republik – der Republik als Hort der Freiheit. Ist es eine zu gewagte Vermutung, daß dies auch die Meinung seines Freundes Ebel war, der mit seiner Hilfe damals ‚Emanuel Sièyes‘ Politische Schriften‘ übersetzte, mit einem Lebensabriß des von beiden hochgeschätzten Politikern, der nach dem Terror wieder aus dem Schatten trat?

Doch dies nur im Vorübergehen, zumal Ebel erst 1795/96 Freund Hölderlins wurde. Von diesem wurden Äußerungen aus dem Sommer 1793 angeführt. Ist es ein labiler Analogie-Schluß, wenn man diese dahin deutet, daß auch ihm, wie Oelsner, angesichts der „unmenschlichen Entwürfe“ der „Volksschänder“ der Untergang der Gironde den Untergang der „Republik“ bedeutete? Daß ihm in der Agonie der Gironde aufging, es hänge jetzt „an einer Haarspitze, ob Frankreich zu Grunde gehen soll“ – Frankreich als Republik, als Vor-Ort der Freiheit? Wir mußten dieses Wort als nicht eindeutig erklärbar stehen lassen und können es daher auch jetzt nicht wie ein sicheres Beweisstück handhaben. Aber ist es ganz abwegig, es auf eine Krise der Republik – eine Krise auf Leben und Tod – im Todeskampf der Girondisten zu beziehen?

8. Damit ist der wesentliche Punkt erreicht. Die Republik und das von ihr verbürgte „Menschenrecht“, die Republik und die mit ihr verbundene, von ihr geschaffene, aber auch umgekehrt sie durch die Kraft der Geister und der Herzen immer neu belebende Freiheit: dies lag Hölderlin schon früh, für immer und zutiefst am Herzen. Er war und blieb – darin stimmen wir mit Bertaux überein – „im tiefsten Herzen“ Demokrat, Republikaner. „Jakobiner“ war er allenfalls in Tübingen vorübergehend – er „war dieser Richtung zugetan“ –, wohl mehr der revolutionären Stimmung als dem strengen, „linientreuen“ Dogma nach. Als die „Republik“ – als Hort der Freiheit – von den radikalen Jakobinern depraviert wurde, wandte er sich empört von ihnen ab. Ein Brissot erschien ihm – sicher stellvertretend – als „der gute Patriot“. Wir denken aber nicht daran, den Dichter nun als „Girondisten“ auszurufen. Es geht hier weder um den „Jakobiner“ noch den „Girondisten“ Hölderlin. Es geht um den Republikaner – und die Art seines Republikanertums, d. h. um dessen Verhältnis zu seinem Dichtertum. Hölderlin war ein Republikaner, der es je länger je entschiedener als seine „Bestimmung“ ansah, durch das dichterische Wort, durch Berufung ewiger Mächte des individuellen und gemeinschaftlichen Lebens Bleibendes zu stiften und so „das Reich der Finsternis“ zu bannen – der aber auch bereit war, „wenn es sein muß“ und „wenn das Reich der Finsternis mit Gewalt einbrechen will“, die Feder wegzuerwerfen und „in Gottes Namen“ (das ist sicher mehr als abgegriffene Formel) dahin zu gehen, „wo die Not am größten ist“³².

Als in Frankreich der Terror die Freiheit tödlich

gefährdete, gab der Dichter seinen Glauben an ihre Verwirklichung nicht auf, projizierte aber diese in die Zukunft: „die Freiheit muß einmal kommen“. Er erhoffte für „die Sache der Menschheit“ und ihr Gedeihen „die beiden Engel, die Menschlichkeit und den Frieden“ (wie später auch sein Freund Karl Philipp Conz in einem Zeitgedicht den Kriegsgott seine „Sühne“ ablegen läßt „im Angesichte der Gottheiten des Friedens und der Menschlichkeit“)³³. Seine Haltung blieb aber wahrlich nicht beschränkt auf die nebulöse Erwartung eines geschichtlichen Prozesses (oder eines übergeschichtlichen „Gnadenaktes“ der Gottheit). Er tat das Seine, „hinzuarbeiten auf bessere Tage“. Er tat es – mit dem vorhin betonten Vorbehalt, notfalls auch anderes zu tun – durch die Sprache. Die gab ihm „der Gott ... ins Herz“³⁴. (Um so stärker sein Verantwortungsbeußtsein: er wurde der schärfste Feiler der eignen Sprache, den die deutsche Dichtung kennt.) „Du wirst Erzieher unsers Volks sein“, sagt Diotima zu Hyperion³⁵. Es war der eigne Wunsch des Dichters, der mit seinem Roman „die Liebe der Deutschen“ gewinnen wollte. Er begriff dabei und löste auf seine Weise ein Grundproblem moderner Existenz: das Problem, wie sich Kosmopolitismus, Liebe zum „Menschengeschlecht“, und Liebe zum „Vaterland“ vertragen. Für Hölderlin waren sie, wie alles Lebendige, „harmonisch-entgegengesetzt“. Das ist jedoch ein weites Feld, so weit, daß es zu andrer Zeit begangen werden muß.

9. Mit Recht mißt Bertaux der Freundschaft Hölderlins und Sinclairs, die großenteils ein Bund politischer Gesinnung war, hohe Bedeutung zu. Er läßt sich jedoch, was hier nicht mehr weiter auszuführen ist, durch eine, wie man wohl auch ohne Beweis sagen darf, schiefe Deutung des Sinclair geltenden Gedichts ‚An Eduard‘ auf einen Abweg leiten und übersieht darüber fast ganz die tiefen Unterschiede in Wesen und Haltung der beiden Freunde, die gelegentlich zu Spannungen und, von seiten Hölderlins, zur Abgrenzung des ihm eigenen Bereiches gegen Ansprüche, ja An- und Übergriffe Sinclairs führten.

Am 10. Mai 1799 schrieb Hölderlins und Sinclairs Freund Böhlendorff aus Homburg einem jungen Schweizer einen Brief, der, zum größten Teil noch unveröffentlicht, Einblick in die Gedanken und Gespräche der Homburger Freunde gibt. Einige Sätze sind schon publiziert. Sie lauten³⁶: „Ich habe hier einen Freund, der Republikaner mit Leib und Leben ist – auch einen andern Freund, der es im Geist

und in der Wahrheit ist – die gewiß, wenn es Zeit ist, aus ihrem Dunkel hervorbrechen werden.“

Zwei abgegriffene Wendungen: „mit Leib und Leben“ – „im Geist und in der Wahrheit“. Aber sie zeichnen, auf dem Hintergrund verbindender republikanischer Gesinnung, unübertrefflich klar den Unterschied der Lebens- und der Denkungsart der beiden Freunde. Der „Aktivist“ und der „Erzieher unsers Volks“.

Derselbe Böhlendorff veröffentlichte 1802 in seinem Poetischen Taschenbuch ein (wie es scheint, noch nie beachtetes) Freundes-Gedicht. Die Verse sind, wie viele des allzuleicht Fertigen, schlecht, in unserem Zusammenhang jedoch von symptomatischer Bedeutung, vielleicht gar von entscheidendem Gewicht. Hier einige Strophen daraus.

„Eile, Freund! aus tapfrer Brust Wecke kühne Taten; Freudlos-öde liegt die Welt, Die dem Sklaven nur gefällt ... Eile, Freund! und gib der Tat Göttlich-hohe Kunde, Du mein Adler, ich dein Schwan, Sieh! die Wolken machen Bahn. – Der erneuten Erde Keim Ruht in dunkeln Grüften; Treibend, schwellend aus dem Schoß Harter Felsen bricht er los.“

Die Schlußstrophe:

„Heilger Held der künftgen Zeit, Heut will ich dich grüßen; Morgen wird mein Lied verwehn, Doch dein Lorbeer nicht vergehn!“

„Du mein Adler, ich dein Schwan“: der Adler als Symbol des kühnen Täters, der Schwan dagegen als Symbol des Sängers, der den Täter wenn nicht in Person, doch „mit Gesang“ begleitet: so Hölderlin in dem Gedicht an Sinclair, von dem bedenkenlos auch der Schluß herangezogen werden darf. Da feiert und bittet der Sänger den Freund, unter Anklang an das Bild des Adlers:

„Es regt sein Sturm die Schwingen dir auf, dich ruft, Dich nimmt der Herr der Helden hinauf; o nimm Mich du! mit dir! und bringe sie dem Lächelnden Gotte, die leichte Beute!“

„Heilger Held der künftgen Zeit“ ist für Böhlendorff der Angeredete. Das Gedicht trägt die Widmung „An S.“ Wer kann das sein als Sinclair? Überschrieben aber – programmatisch überschrieben – ist es: ‚Gesang und Tat‘.

In einem also sind hier der Bereich der Tat und der des Gesangs vereinigt und geschieden: „harmonisch-entgegengesetzt“. Böhlendorff meint Sinclair und sich selbst. Er geht jedoch auf einer Denkbahn Hölderlins. Sein Brief eröffnet, wie gesagt, Einblick in einen wichtigen Gedanken- und Gesprächsbereich der Freunde. Die gleiche Bedeutung dem Gedichte beizumessen und es – mutatis mutandis – auf Hölderlin – sein Selbstverständnis als Dichter und sein Ver-

hältnis zu Sinclair zu übertragen: ist das zu gewagt? Wir denken nicht. ‚Gesang und Tat. An S.‘ ist, wenn als Gedicht auch noch so schwach, als Ausdruck einer Haltung doch ein Gegenstück zu Hölderlins so mächtiger wie subtiler Ode ‚An Eduard‘ = An Sinclair. Nochmals: Der Täter und der Sänger, der „Aktivist“ und der „Erzieher unsers Volks“. Das war Sinclair, das war Hölderlin. Sie standen in Einem großen Bereiche: dem Bereich der Freiheit, die sie so lauter wie leidenschaftlich als Republik verwirklicht sehen wollten; aber durch diesen Bereich verläuft eine deutliche Grenze, die Hölderlin gelegentlich in Brief wie Vers markiert. Er kennt ein „Maß, allen gemein, doch jeglichem auch ist eignes beschieden“. Hölderlin und Sinclair: die beiden stehen für Urformen menschlichen Lebens in der Gemeinschaft. Auch sie waren einander „harmonisch-entgegengesetzt“, wie im Roman Hyperion und Alabanda, wie im ‚Empedokles‘ Panthea und Delia. Doch einer bedurfte des andern.

III

„Wir leben in einer Zeitperiode, wo alles hinarbeitet auf bessere Tage“: so schrieb der Dichter im September 1793. Das Wort ist schon zitiert. Wir schlagen von ihm die Brücke zu einer späten Äußerung.

„Ich mag die nahe oder die längstvergangene Zeit betrachten, alles dünkt mir seltne Tage, die Tage der schönen Menschlichkeit, die Tage sicherer, furchtloser Güte, und Gesinnungen herbeizuführen, die ebenso heiter als heilig, und ebenso erhaben als einfach sind. – Dies und die große Natur in diesen Gegenden erhebt und befriediget meine Seele wunderbar.“

So schrieb Hölderlin aus Hauptwil im Februar 1801, als er die Nachricht des Friedens von Lunéville erhielt³⁷. Was ihn beim Frieden am meisten freute, bekannte er gleich darauf seinem Freunde Landauer in Stuttgart³⁸: „daß mit ihm die politischen Verhältnisse und Mißverhältnisse überhaupt die überwichtige Rolle ausgespielt und einen guten Anfang gemacht haben zu der Einfalt, welche ihnen eigen ist; am Ende ist es doch wahr, je weniger der Mensch vom Staat erfährt und weiß, die Form sei, wie sie will, um desto freier ist er. – Es ist überall ein notwendig Übel, Zwangsgesetze und Exekutoren derselben haben zu müssen.“

Konnte so ein „Jakobiner“ sprechen, der „es im tiefsten Herzen immer geblieben ist“? Die Frage ist durchaus nicht bloß rhetorisch, die Antwort darauf gar nicht einfach. Als Jünger Rousseaus erträumten

und erstrebten wohl auch die Jakobiner, was Hölderlin die den gesellschaftlichen Verhältnissen eigene „Einfalt“ nennt. Für einen Robespierre war solche „Einfalt“ einig mit der „Tugend“, die für ihn „die Seele der Republik“ war. In der Entwicklung der Revolution jedoch, so scheint es uns, wurden gerade die Jakobiner zu Gesetz- und Staatsfanatikern, und die Brücke dahin war vielleicht – vielleicht! – gerade jener Tugend-Fanatismus. Man lese im offiziellen ‚Moniteur‘ die Reden ihrer Führer: wie es da blitzt von Wendungen wie „das Schwert des Gesetzes“ – ein Jargon, den Georg Büchner genial erfaßt und nachgebildet hat.

Hölderlin war nie Gesetz- und Staatsfanatiker. Die angeführten Sätze sind das Siegel einer Auffassung, die ihn seit je beherrschte. Sein Hyperion entzweit sich über der Frage nach der Macht und der Rolle des Staates mit Alabanda, dem er sagt³⁹: „Du räumst dem Staate denn doch zu viel Gewalt ein. Er darf nicht fordern, was er nicht erzwingen kann. Was aber die Liebe gibt und der Geist, das läßt sich nicht erzwingen. Das laß’ er unangetastet, oder man nehme sein Gesetz und schlag’ es an den Pranger! Beim Himmel! der weiß nicht, was er sündigt, der den Staat zur Sittenschule machen will. Immerhin hat das den Staat zur Hölle gemacht, daß ihn der Mensch zu seinem Himmel machen wollte. – Die rauhe Hülse um den Kern des Lebens und nichts weiter ist der Staat. Er ist die Mauer um den Garten menschlicher Früchte und Blumen.“

Die Frage, gegen wen sich Hölderlin in diesen Sätzen wendet, kann hier nicht verfolgt werden. – Schon in den Tübinger Hymnen wird das „Gesetz“ der schöpferischen Kraft der „Liebe“ nachgeordnet und, wenn es allein herrschen will, als Gefahr für das Leben verurteilt. Die Göttin der Freiheit sagt in der ihr gewidmeten Hymne:

„Keck erhob sich des Gesetzes Rute,
Nachzubilden, was die Liebe schuf“⁴⁰;

in der ‚Hymne an die Muse‘ heißt es:

„Ode stehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüten das Gesetz erzwingt.“⁴¹

In dem Brief an Landauer schließt der Dichter sein Bekenntnis mit dem Satze: „Mit Krieg und Revolution hört auch jener moralische Boreas, der Geist des Neides auf, und eine schönere Geselligkeit als nur die ehern-bürgerliche mag reifen!“⁴²

Ein Satz, vor dem die Frage nach möglichen geschichtlichen Zusammenhängen wohl einmal verstummen darf. Hier liegt, so will uns scheinen, ein Vermächtnis Hölderlins, das noch einzuholen ist.

„Eine schönere Geselligkeit als nur die ehern-bürgerliche“: lassen wir sie reifen. Tun wir das Unsre, daß sie reifen kann.

Anmerkungen

Die Große Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, nach der Gedichte, ‚Hyperion‘ und Briefe angeführt sind, wird nicht jedesmal genannt: bei Dichtungen wird nach Band, Seite und Vers bzw. Zeile zitiert, bei Briefen (Bd. 6) und Dokumenten (Bd. 7) nur nach Nummer und Zeile; B heißt dabei Brief, D Dokument. Die Schreibung ist modernisiert.

¹ Du nouveau sur Hölderlin, *Etudes Germaniques* 20, 172–177. – ² Unbekannte franz. Quellen für ‚Dantons Tod‘ von G. Büchner, in: A. B., *Forschung u. Deutung*, Frankf. 1966, 346–393. – ³ B 43, 21–23. – ⁴ B 47, 30 f. – ⁵ B 51, 20–23. – ⁶ B 55, 25–27; vgl. den ganzen Zusammenhang. – ⁷ B 27, 6–9. – ⁸ B 33, 7 f. – ⁹ D 66. – ¹⁰ Vgl. A. B., *Höld. u. das Stift im Nov. 1789*, in: Glückwunsch aus Bebenhausen, W. Hoffmann z. 50. Geburtstag, 1951, 18–33. ¹¹ Bd. 1, 97 u. 399. – ¹² Kiel 1854, 45–51: „Schwärmerei für die Französische Revolution“. – ¹³ D 104, 1 f. u. 7 f. In Z. 9–12 ist auch „die Auf-

regung der Studierenden“ durch den Standort eines Emigrantencorps in dem nahen, noch vorderösterreichischen Rottenburg erwähnt. – ¹⁴ D 90. – ¹⁵ B 49, 12–40, bes. 20–22 u. 37–40. – ¹⁶ D 86. – ¹⁷ D 102. – ¹⁸ Leutwein; s. D 105, 3–6. – ¹⁹ D 103, 1–5, 7–11, 14–18. – ²⁰ Bei Schwab steht der Schwur im griechischen Wortlaut. – ²¹ B 62, 2 f. – ²² B 66, 6 u. 11 ff. – ²³ B 57, 39 bis 42. – ²⁴ B 60, 12–26. – ²⁵ B 65, 10, 15–27, 51 f. – ²⁶ B 58, 1–5. – ²⁷ B 61, 1–6. – ²⁸ B 67, 30–33. – ²⁹ B 86, 70–73. – ³⁰ Briefe von u. an Hegel, hg. v. J. Hoffmeister, Bd. 1, 12. – ³¹ Ex. der Staats- u. UB Hamburg. Oelsner als Vf. erkannt und gezeichnet von Alfr. Stern, K. E. O.’s Briefe u. Tagebücher, eine vergessene Quelle der Gesch. der Franz. Revolution. *Dte Zs. f. Geschichtswissenschaft* Bd. III, Jg. 1890 Bd. 1, 100–127. – ³² B 55, 25; B 172, 208–211. – ³³ ‚Des Kriegsgottes Sühne‘, in Fr. Haugs Taschenbuch: Für Geist und Herz 1801, S. 105–108. – ³⁴ Bd. 1, 312, 27 f. – ³⁵ Bd. 3, 89, 20. – ³⁶ Mitget. in Bd. 6, 572, 26–29. Der ganze Zusammenhang des Briefes, der mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ beginnt, steht als D 229 in Bd. 7, 2. – ³⁷ B 228, 12–18. – ³⁸ B 229, 50–56. – ³⁹ Bd. 3, 31, 9–32, 3. – ⁴⁰ Bd. 1, 140, 49 f. – ⁴¹ Bd. 1, 136, 57 f. – ⁴² B 229, 57–59. Berteaux’ Vortrag wird als Ganzes im Hölderlin-Jahrbuch 15, wohl im Frühjahr 1969, erscheinen, ebenda eine erweiterte Form des hier vorgelegten Aufsatzes.

Dr. Walter Supper zum 60. Geburtstag

Mit einem stattlichen Gratulationsstrauß in kräftigem Farben, die lauter bodenständig echte schwäbische Ehrerbietung und Herzlichkeit ausstrahlen, machen wir uns auf den Weg in die urgemütliche, von ihm selber durchgeformte Häuslichkeit von Dr. Walter Supper in der Turmstraße zu Esslingen am Neckar. Dort in Esslingen ist er am 9. September 1908 geboren und zeitlebens Esslinger, Zwieblinger geblieben. Dort im schwäbischen Raum hat er tief Wurzel geschlagen, dort hat er sich stämmig entfaltet zugleich mit einem offenen Blick ins Weite hinein, und die „Schwäbische Heimat“ hat allen Anlaß, ihm aus lebenslangen Verbundenheiten heraus jetzt ein herzhaftes Wort zu sagen. Das bloß Förmliche lassen wir bei dieser unserer Cour aus dem Spiel, das schätzt er nämlich nicht. Wir könnten sonst einen schlagfertigen Spruch zu hören kriegen; den hat er auf Lager, wenn ihm etwas quer kommt. Im übrigen aber ist der Humor Stammgast in seinem Hause, von dem Paula Rümelin in ihren trefflichen Sinnsprüchen sagt: Verliert der Mensch den Humor und damit seine eigentliche Überlegenheit über die Welt, so wird er kopfscheu und verstrickt sich in heillose Spinnweben.

Der Jubilar ist oberhalb der Esslinger Frauenkirche, die in einem ganz besonderen Sinn zu ihm gehört und er zu ihr, ihr nächster Nachbar. Charakteristisch ist im Innern seines Hauses seine Hausorgel und auf ihr die Inschrift: Die Orgel – meine Freud. Die vier Worte umschreiben von einer wesentlichen Seite her seinen Lebensinhalt, dem ein ganz intensives Weiterforschen und Weiterdienen unermüdlichster Art schließlich in internationalem Rahmen bis heute gewidmet war. Wenn Walter Supper in seiner Schulzeit im Georgii- und

Schelztorgymnasium schon auf der Orgelbank saß und dort gelegentlich den Organisten vertrat, so konnte das, von außen gesehen, immer noch wie bei vielen in diesem Alter eine Liebhaberei sein, die später von anderer Berufsarbeit her in den Hintergrund verdrängt wurde. Er hat denn auch nach dem Abitur auf der Technischen Hochschule sich der Architektur zugewandt. Ausgezeichnete Lehrmeister wie Schmitthener, Bonatz und Fiechter sind ihm dort Wegweiser gewesen, und er ist Architekt geworden und geblieben.

Aber er ist schon im zweiten Jahr seines Studiums zugleich Schüler von Professor Arnold Strebel an der Stuttgarter Orgelschule geworden und hat auch dort abgeschlossen. Und die Doktorarbeit des Sechszwanzigjährigen über „Architekt und Orgelbaumeister – Wege zu neuen Orgelgestalten durch die Orgelbewegung“ zeigte denn auch schon unzweideutig, daß sich die beiden Interessengebiete für ihn verschmolzen hatten. Seine Lebensarbeit ist aus diesem doppelten Ansatz heraus in ihrem Kern eine Einheit geworden. Das anders ausgerichtete Studium der Architektur und das stetig wachsende Verständnis für den Orgelbau griff in entscheidenden Fragen ineinander; der Orgelbauer und der Architekt haben gemeinsame Aufgaben zu lösen und es ist oft genug in unserem Land ein Glück gewesen, daß da einer war, der auch in einer zwispältigen komplizierten Situation für beide Erfordernisse ausgezeichnete Lösungen fand. Die im Bau befindliche mächtige Orgel im Ulmer Münster wird das noch einmal beweisen; ich denke aus unserer gemeinsamen Esslinger Zeit an die Kirchen in Deizisau und Oberesslingen, wo es sich vom Kirchenraum her, von

seinen Notwendigkeiten und Möglichkeiten, wie vom Orgelbau als solchem her um gar nicht einfache Doppelaufgaben handelte. Der Prospekt z. B. der Orgel, ihre Erscheinung, ihr Gesicht im Raum ist, das springt auch uns Laien ins Auge, für den oft eben schon gegebenen, vorhandenen Innenraum einer Kirche wichtiger, als man in allerlei Fällen angenommen hat; zugleich aber muß er der Gesamtstruktur der Orgel entsprechen.

Im Staatlichen Amt für Denkmalpflege für Nordwürttemberg, wo Dr. Supper nach seiner Tätigkeit als Städtischer Baurat in Stuttgart seit dem Ende des zweiten Weltkriegs beruflich als Hauptkonservator mitarbeitet, ist ihm als Sonderaufgabe die Orgelpflege in beiden württembergischen Regierungsbezirken übertragen. Es hängt mit der Orgelbewegung zusammen, von der im Titel der Doktorarbeit die Rede ist, daß wie im Norden so bei uns im Süden erst wieder recht erkannt wurde, was in diesem Rahmen für einzigartige Kleinodien in Meisterwerken der Orgelkunst staatlichen Schutz zu beanspruchen haben, die zugleich wegweisend geblieben und wieder geworden sind in einer in Verirrung und Verwirrung geratenen Lage des Orgelbaus.

Diese Sonderaufgabe entspricht den übrigen Aufgaben der Denkmalpflege, die Dr. Supper dort zufallen. Es soll an Bauwerken und andern unersetzlichen Denkmälern der Vergangenheit, aber überhaupt im Straßensbild, im Städtebild, in der Landschaft als solcher auch bei Veränderungen und Neuplanungen nicht verdorben und entstellt werden, was dem Land erhalten bleiben sollte. Daß das in einem solchen Wellengang einer vorwärtsdrängenden Geschichte wie heute keine leichte Aufgabe ist und im einzelnen einen raschen geschulten Blick und viel Einfühlungsvermögen verlangt, versteht jeder. Jeder Gang durch die Straßen einer Altstadt, über einen Platz wie den Esslinger Marktplatz, wo z. B. in dem beherrschenden breit-behägigen Kielmeyerschen Haus ein neuzeitlicher Geschäftsraum eingebaut werden sollte, macht das deutlich. Dieser Einbau ist denn auch von Suppers Beratung her gut gelungen. Er hat in diesem Sommer bei der internationalen Orgeltagung in Hannover wie schon manchmal sich darüber ausgesprochen, daß „eine bloß historisierende Einstellung ebenso vom Übel ist wie ein voraussetzungsloser Modernismus“. Das Alte sei ihm nicht im Sinn des Kopierens, sondern in dem des Kapiers zum Ansporn geworden. So will er seine Tätigkeit des Konservators verstanden wissen. Er zitiert dabei ein Wort des Avantgardisten der heutigen Architektur Le Corbusier, der sagt, es wohne den historischen Kunstwerken ein schöpferischer Wert inne . . . , „sie gehören zum Erbgut der Menschheit, und diejenigen, in deren Besitz und Obhut sie sind, haben die Verantwortung und die Verpflichtung, alles zu tun, was zulässig ist, um den kommenden Jahrhunderten dieses noble Erbe unversehrt zu überliefern“.

Aber „die Orgel – meine Freud“! Diese sechzig Jahre Jahre unseres Jubilars haben in einer gewaltigen Summe

von gesammeltem Nachdenken und unermüdlicher Arbeit auf diesem Gebiet ihre eigentliche Mitte gefunden und immer weiter ausgebaut im Austausch mit einer Anfang der fünfziger Jahre von ihm mitbegründeten und als Präsident geleiteten „Gesellschaft der Orgelfreunde“, die seither im In- und Ausland ihre jährlichen Tagungen gehalten hat. „Die Königin der Instrumente“ – wir sollten nun freilich einmal ein paar Jahre hindurch die Entstehung eines solchen Werks mitverfolgen können: von Walter Supper in einer sorgfältigen, auf ihren künftigen Raum bedachten Disposition in ihrem Aufbau, in ihren Registern und Klängen und ihrer Traktur von einer langher erworbenen Vertrautheit entworfen. Und nun baut sich das auf in sorgfältiger Kleinarbeit, immer im Blick auf das Ganze, nach neuesten Erkenntnissen und Erfordernissen und doch zugleich – in diesem Sinn „Orgelbewegung“ – nach einem „Grundgesetz der Orgel“ für unsere Zeit, in dem das von großen Meistern des Orgelbaus in der Vergangenheit schöpferisch Vorbildliche wirksam bleibt. Bis so ein Riesenwerk wie die Westorgel im Ulmer Münster, architektonisch meisterhaft in den gewaltigen Raum hinein komponiert, steht, so daß sich nach Suppers eigenen Worten „Mittelalter und Moderne darin harmonisch begegnen“. Er unterrichtet seit langen Jahren die künftigen Organisten in der Esslinger Kirchenmusikschule und in der Stuttgarter Hochschule für Musik in der instrumentalen Kenntnis der Orgel und wirbt in Schriften und Zeitschriften für seine Königin. Aber er versteht mich, wenn ich nun zuletzt mit denen, die hier mit mir zu ihm unterwegs sind, alles andere auf die Seite schiebe und in der uns beiden ans Herz gewachsenen Esslinger Frauenkirche Einkehr halte. Hier ist er seit 38 Jahren ein ganz an seine kirchenmusikalische Aufgabe hingebener Organist. Sie ist ihm, das weiß ich, nie vor öffentlicheren großspurigen Aufgaben in den Hintergrund getreten. Und ich habe oft genug verspürt, wie dem Prediger zu Mut ist, wenn er einen solchen Kameraden im Gottesdienst von der Orgel her zur Seite hat. Wenn der da droben beim freien Vor- und Nachspielen und von Zeile zu Zeile der Lieder so bei der Sache ist, daß man im Sprechen gerade dort weitermachen kann, wo die Orgel aufgehört hat. In seinem so erquicklichen Lesebuch für Orgelleute, jedermann zugänglich und zu empfehlen, steht der Spruch von Angelus Silesius, der auf seine Weise gut sagt, wie unser Jubilar sein Orgelspiel und sein Leben überhaupt versteht:

„Gott ist der Organist, wir sind das Orgelwerk,
Sein Geist bläst jedem ein und gibt zum Ton die
Stärke!“

Damit verabschieden wir uns für heut und wünschen in herzlicher Verehrung und Dankbarkeit bergauf in den Jahren ein frohgemutes gesegnetes Haushalten mit den reichen Gaben, seiner schwäbischen Heimat zu lieb und weiter im Dienst dessen, der unser aller Hauptkonservator ist!

Johannes Hermann

Vom Dreschen

Von Karl Häfner

Das Dreschen war der Abschluß und fast auch die Krönung der Jahresarbeit des Bauern, bringt es doch den Ertrag des Getreidebaus, des wichtigsten Teils unserer bäuerlichen Wirtschaft.

Dreschen ist eine Sache des Winters. Im Frühjahr, Sommer und Herbst ist der Bauer auf dem Acker, im Winter ist er daheim in seinem Hof, im Stall und in der Scheuer. Dabei ist zu bedenken, daß der Winter beim Bauern nicht am 21. Dezember, auch nicht etwa am 1. Dezember beginnt, sondern an Martini. Dafür fängt dann sein Frühling nicht erst am 21. März an, sondern schon zu Anfang des Monats: „Im März der Bauer die Rößlein einspannt.“

Wenn die bäuerliche Arbeitsweise im allgemeinen sehr stark der Tradition verhaftet ist, so gilt das vom Dreschen wohl im besonderen Maße. Man hat zwar auch in unsern Dörfern nicht mehr nach der Art der Bibel gedroschen („Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden!“); aber doch wird es durch Jahrhunderte hin gleich erfolgt sein. Und einer meiner Vorfahren in unserem Dorf, von dem es im 17. Jahrhundert heißt, daß er 83jährig wenige Tage vor seinem Tod noch in der Scheuer gedroschen habe, wird das kaum anders getan haben als mein Großvater 200 Jahre nach ihm im 19. Jahrhundert. Vielleicht hat jenen Alten die mühevoll Arbeit des Dreschens und der Staub, den es in der Scheuer gibt, kurzatmig gemacht und sein Ende beschleunigt.

Seit dem 19. Jahrhundert ist nun aber hierin alles anders geworden. Das Maschinenzeitalter, das die ganze bäuerliche Wirtschaft grundlegend geändert hat, hat gerade beim Dreschen einen völligen Wandel gebracht: einst Flegel in der Scheuer im Winter, jetzt Mähdrescher auf dem Acker im Sommer. Kaum irgendwo ist der Abstand zwischen Einst und Jetzt so groß. Da lohnt es sich, das Frühere noch einmal festzustellen und seine stufenweise Ablösung durch Neuerungen zu zeigen, ehe es ganz der Vergessenheit anheimfällt.

Wenn die Herbstarbeit auf den Feldern beendet war, wenn Kartoffeln und Rüben im Keller waren und die Wintersaat in den Boden gebracht war, dann kam das „Ausdreschen“, bei dem zusammenhängend alles Getreide, das in der Scheuer war, nacheinander

gedroschen wurde. Schon vorher hatte man, etwa an Regentagen im September oder Oktober, „Säfrucht“ gedroschen, oder man hatte auch „in die Mühle“ dreschen müssen, wenn man kein vorjähriges Brotgetreide mehr zum Vermahlen hatte. Bei diesem Dreschen, für das keine festen Regeln galten, wurden die Garben meist nicht ganz abgedroschen, sondern sie wurden bloß oberflächlich „gebaost“ (gebost, zu bosen, schlagen, stoßen), ohne daß man sie öffnete. Sie wurden dann wieder in die Scheuer hinaufgezogen und kamen beim Ausdreschen zum endgültigen Säubern wie die noch vollen Garben wieder herunter. Das Ausdreschen erfolgte im November und Dezember, zwischen Martini und den „Feiertagen“. Man legte Wert darauf, daß man noch vor Weihnachten fertig wurde; denn „die Flegel sollten nicht auf den Lebkuchen fallen“. Mit dem Dreschen ins neue Jahr hineinzukommen, war nicht beliebt; das neue Jahr sollte „den Dreschtakt nicht hören“. In den „Feiertagen“ (25. 12.–6. 1., Christfest bis zum Obersten) wurde nicht gedroschen. Während der Dreschzeit hörte man aus den meisten Scheuern des Dorfs den lauten Takt des Dreschens. Wer viel zu dreschen hatte, brauchte für das Ausdreschen mehrere Wochen, wer wenig in der Scheuer hatte, konnte in einer Woche fertig werden.

Während meiner Bubenzzeit zu Anfang der neunziger Jahre war mir das Ausdreschen immer ein besonderes Erlebnis. Wir hatten da immer zwei Drescher, junge Bauern, die da und dort aushalfen, oder Bauhandwerker, die im Winter kein Geschäft hatten, und diese gehörten dann für 2–3 Wochen zur Familie bei allen Mahlzeiten.

Ein Dreschtage verlief im allgemeinen so: Am Vorabend hatte man die zu dreschenden Garben aus den oberen Stockwerken der Scheuer herabgeworfen und sie hinten in der Tenne aufgebeigt. Ein „Wurf“ Garben umfaßte etwa soviel, als man an einem Tag dreschen konnte. Die letzten Garben wurden aufgebunden und mit dem Tennerechen auf beiden Seiten der Tenne dünn ausgebreitet, mit den Ähren nach innen. So konnte man am Morgen gleich zum Flegel greifen.

Die Stecken der Flegel waren aus Naturholz, nicht vom Wagner bearbeitet; sie sollten elastisch sein, mußten „ziehen“. Das Flegelhaupt war aus sehr

hartem Holz und ziemlich schwer, damit es kräftig aufs Stroh falle. Stecken und Haupt hatten an ihrem Ende Lederkappen, von denen aus starke Riemen beide beweglich verbanden. Für die mithelfenden Kinder gab es Flegel mit leichterem Haupt.

Der Dreschtag begann früh. Die Drescher kamen, solange es noch dunkel war, und das erste „Stroh“, so nannte man die auf einmal in der Tenne ausgebreitete Menge, wurde vor dem Morgenessen gedroschen. In manchen Häusern gab es vorher auf den nüchternen Magen einen Schnaps. Es gab Familien, in denen auch die schulpflichtigen Kinder schon vor der Schule mitmachen mußten; diese ruhten dann in der Schule aus und hatten begreiflicherweise für das Lernen nicht viel übrig; vom Kinderschutz, auch für die eigenen Kinder, war damals in den Dörfern nicht viel zu verspüren.

Das Dreschen verlief dann folgendermaßen: Der Vater, die zwei Drescher, die junge Magd, anfangs auch noch der Großvater, standen einander gegenüber und schlugen im Takt auf das ausgebreitete Getreide. Der strenge Takt war beim Dreschen sehr wichtig; er mußte eingehalten werden, da sich sonst die Drescher gegenseitig auf die Flegel geschlagen hätten. Man hörte von weitem, wieviel Drescher in einer Scheuer waren, ob im Drei-, Vier- oder auch im Fünf- und Sechstakt gedroschen wurde. Einer, der besonders hart (und laut) zuschlug, mußte den Takt angeben, und die andern fügten sich ein. Da jeder Drescher immer im gleichen Tempo schlug, mußte man immer schneller zählen, je mehr Drescher es waren; bei sechs und mehr ging es so schnell, daß man beim Zählen kaum mitkam. Es war gleichsam, wie wenn Halbe-, Viertel-, Achtelnoten zwischen zwei Taktstrichen stehen; hier waren es aber keine Taktstriche, sondern Taktstreiche.

Beim Dreschen ging man dann langsam den Reihen entlang, die einen Drescher vorwärts, die andern rückwärts. Zuerst ging es von vorn nach hinten mit Schlag auf die Ähren, dann von hinten nach vorn und wieder von vorn nach hinten; jetzt schlug man auch auf das Stroh. Dann kam ebenso auch die Reihe auf der andern Seite der Tenne. Wenn auch diese gedroschen war, wurde alles umgedreht und wieder sauber ausgebreitet, und dann begann das Dreschen von neuem, bloß daß man sich jetzt statt einem dreimaligen Hinundher mit einem zweimaligen begnügte. Bei der kurzen Gerste genügte schon das erste Mal ein zweimaliges. Wenn man mit dem Dreschen eines „Strohs“ fertig war, wurde es mit der Hand zusammengefaßt und dabei ausgeschüttelt, wieder in Wid und Schaubseil gebunden und als

Schaub vor die Scheuer gesetzt. Vorher wurde loses Stroh mit dem Scheurensäbel abgestreift; dabei wurden auch noch etwa zwischen dem Stroh steckende Körner herausgeschlagen. Loses Stroh wurde nochmals geschüttelt und dann auch in Büscheln zusammengebunden und ebenfalls vor die Scheuer gesetzt. Diese Büschel von wirrem Stroh unterschieden sich deutlich von den Schäuben, bei denen die Halme wieder schön geordnet waren wie in den Garben. Wenn so den ganzen Tag gedroschen wurde, hatte sich gegen Abend ein großer Strohhaufen vor der Scheuer aufgetürmt, zur Freude der Buben, die sich darin vergraben und verstecken konnten. Die Schäube und Büschel wurden aber jeden Abend wieder in die Scheuer hinaufgezogen und dort aufgesetzt, wo sie als Garben untergebracht waren.

Wenn das erste Stroh gedroschen war, kam für die Drescher das Morgenessen, das damals aus geschmälzter Brotsuppe oder Habermehlsuppe, Schalkartoffeln und Milch, gestanden oder süß, bestand. Nachher ging es dann weiter bis zum Mittagessen, bei dem große Schüsseln voll auf dem Tisch standen; denn die schwere Arbeit des Dreschens machte Hunger; die Leute hatten „Hunger wie ein Drescher“. Die Menge war wichtiger als die Feinheit der Zubereitung und Darreichung. Auf alle Fälle sollte viel Fleisch dabei sein, und keinesfalls durfte der Most fehlen; er war nötig, um den Scheuernstaub hinunterzuspülen. Am Nachmittag wurde noch bis nach drei Uhr gedroschen; dann räumte man die Scheuer auf, und der kommende Tag wurde vorbereitet. Nun kam das Vesper, das bloß aus Brot und Most bestand, oder aber mit Wurst oder Käs dazu. Nach dem Vesper gingen die Drescher heim und erledigten daheim ihre Arbeiten, kamen aber zum Nachtessen wieder, vom Staub gesäubert, nicht in den Arbeitskleidern, blieben nach dem Essen noch eine Weile zur Unterhaltung, machten auch wohl Spaß mit den Kindern. Und am andern Morgen gings dann wieder weiter. Am Samstag nachmittag ruhte das Dreschen. Die Drescher kamen auch am Sonntag zum Mittagessen; dabei gab es unweigerlich Nudelsuppe, Sauerkraut, Spätzle und Schweinefleisch, frisch, wenn man schon geschlachtet hatte, sonst geräuchert. Und dazu selbstverständlich Most, auch wenn jetzt kein Staub der Scheuer hinabzuspülen war.

Was wurde nun damals gedroschen? Weitaus die wichtigste „Frucht“ war Dinkel, der bei uns einfach „Korn“ hieß. Man unterschied blaues und rotes Korn. Da beim Dreschen hier nicht die Körner ausgeschlagen, sondern bloß die Ähren („Kifen“) abgeschlagen und zerschlagen wurden, ergab das Korn viel grö-

ßere Haufen als die andern Getreidearten. Roggen wurde nur wenig gebaut, fast bloß des Strohs wegen, das man zu Schaubseilen brauchte; deshalb mußte man beim Dreschen auf das Stroh achtgeben. Die Körner wurden meist mit Gerste zu Schweinefutter („Säumehl“) vermahlen, kaum noch zu Brotmehl, obwohl das Schwarzbrotmehl noch „rügge“ (= rögge) Mehl hieß, ein Hinweis darauf, daß der Roggen früher mehr zu Brot verwendet wurde. Die Bedeutung von rügge war aber so unbekannt geworden, daß man auf Mehlsäcken „Rickemehl“ wie auf andern Weißmehl lesen konnte. Der Anbau von Weizen war vor der Jahrhundertwende im Dorf wenig bedeutend; zunächst gab es fast nur den wenig ertragreichen Sommerweizen. Der Winterweizen galt als schwer zu dreschen; doch stieg sein Anbau von Jahr zu Jahr auf Kosten des Dinkels, bis er diesen ganz verdrängt hatte. Man unterschied weißen und braunen Weizen; der langbegrannete hieß Stachelweizen. An Gerste wurde bei uns keine Winter-, sondern bloß Sommergerste angebaut. Ihr Mehl wurde selten dem Brotmehl beigemischt, da es den Teig weich machte; „nachlassen wie Gerstenmehl“ ist sprichwörtlich geworden. Wichtig war der Haber; hieß doch ein Drittel der Markung (eine „Zelg“) Häbere, daneben gab es eine Korn- und eine Brachzelg. Man unterschied Zottelhaber mit schmalen und Gabelhaber mit sperrigen Rispen. Haber war, besonders für die Bauern, die keine Pferde hatten, die eigentliche Handelsfrucht; die Wehrmacht, aber auch Güterbeförderer, Brauereien usw. brauchten für ihre Pferde viel Haber. Einkorn gab es nur noch ganz vereinzelt und bald gar nicht mehr, weil sich sein Anbau nicht lohnte.

Außer Getreide waren Dreschfrüchte noch die viel angebauten Ackerbohnen („Säubohnen“), Erbsen und Linsen, sowie Kleesamen; diese wurden aber oft nicht im Ausdreschen, sondern mehr gelegentlich, so nebenher, gedroschen. Besonders für den Klee, dessen Samen nicht leicht aus den Köpfen herauszuschlagen war, war trockenes, kaltes Wetter nötig; bei feuchtem gaben die Köpfe den Samen nicht her.

Nun gehört zum Dreschen auch das Säubern und Verwahren der gedroschenen „Frucht“. Das wurde vorgenommen, wenn sich hinten in der Tenne ein größerer Haufen gesammelt hatte, mindestens aber, wenn man mit einer Sorte fertig war. Das wichtigste Instrument zum Säubern war die Putzmühle. Sie hatte die Siebe zurückgedrängt und schon länger die alte Schwingwanne ganz verdrängt. Siebe mit Drahtböden von verschiedener Weite wurden aber immer noch zum Durchsieben (reden -ä!) benützt. Die mit

weitem Geflecht hießen „Reitere“ (Stroh-, Kohl-); das kurze, zerhackte Stroh, das in ihnen blieb, hieß „Gschöttlich“ (zu schotteln, schütteln). Solches Gschöttlich gab es auch bei der Putzmühle. Für die Siebe hatte man verschiedene Namen, je nach der Getreideart, oder auch nach dem Unkrautsamen, der entfernt werden sollte. In unserer Scheuer waren wichtig: Dinkel-, Trefzen- (Trespen-), Raden-, Scheffen-, Staubsieb. Auswechselbare Siebe gab es auch für die Putzmühle. In ihr bewegte man mit einem Triebel eine Art Propeller mit Schaufelrädern, sowie Rüttelsiebe. Der durch den Propeller erzeugte Wind jagte hinten hinaus, was in der Frucht noch an leichten Bestandteilen störte. Dabei flogen die noch etwas schwereren Strohstückchen am wenigsten weit; sie bildeten den höchsten Berg gleich hinter der Mühle (Gschöttlich). Dann kamen feinere Stroh- und Unkrautteilchen; diese wurden als „Scheurengrüez“ verfüttert. (Grüez ist der örtliche Name für das mit der Futterschneidmaschine geschnittene Kurzfutter, eigentlich = Gerührtes. Bezeichnungen in andern Gegenden: Brüez = Gebrühtes, Gsod = Gesotenes, Ghäck = Gehacktes, allgemeiner Häckerling, Häcksel. Die heute unverständlichen Bezeichnungen weisen auf die Fütterungsweise vor Einführung der Futterschneidmaschine hin; die Sache hat gewechselt, die Namen sind geblieben.) Am weitesten flog bei der Putzmühle der Staub, so daß oft ein mehrere Meter langer, nach hinten immer niedriger werdender Haufen entstand. Die Putzmühle mußte so aufgestellt werden, daß sie mit dem Wind arbeitete, nicht gegen ihn; sie blies so bald aus der Scheuer hinaus, bald in sie hinein.

Das gesäuberte (geputzte) Getreide wurde dann mit dem Simri in Scheffelsäcke gefaßt und auf die Bühne getragen, dort auf dem Boden ausgeschüttet, ausgebreitet und nach Sorten abgeteilt. Es mußte dann, besonders wenn es hoch lag, von Zeit zu Zeit „umgeschafft“ werden, damit es nicht „anlaufe“, bis es wieder heruntergeholt wurde, in die Mühle, zum Verkauf oder zu neuer Saat.

Das Ende des Ausdreschens brachte die „Flegelhenkete“, zu der früher Kuchen gebacken wurden; meist beschränkte man sich aber jetzt auf ein etwas besseres Essen. Sie gehörte auch zu den Bräuchen, die schon damals fast bloß noch dem Namen nach bekannt waren. Das galt auch von manchem anderem Brauchtum beim Dreschen. So etwa, daß der, der seinen Flegel so kraftlos („lummelig“) hielt, daß er ihm von einem andern Drescher aus der Hand geschlagen werden konnte, ein Stroh- oder Distelbüschelein bekam, oder daß der, der den letzten Schlag tat, sei

es beim ganzen Dreschen oder bei den einzelnen Sorten, die „Mockel“ wurde (Gerstenmockel, Habermockel).

So war es einst, so ist es nicht mehr. Es ist schon vor der Jahrhundertwende anders geworden. Da brachte zunächst ein Unternehmer eine große Dampfdreschmaschine mit Lokomobile ins Dorf, die zu den einzelnen Bauern kam. Die Dreschmaschine selber wurde in der Scheuer aufgestellt, die Lokomobile im Hof vor der Scheuer. Das Dreschen dauerte jetzt kaum soviel Tage, als vorher Wochen nötig gewesen waren. Dafür brauchte man jetzt aber eine Menge Leute, zehn oder mehr, und es war ein ungemütlicher Betrieb, an dem man keine Freude hatte.

Bei uns war sie bloß einmal; dann beschafften wir zu dem Pferdegöpel, der die Futterschneidemaschine und eine Schrotmühle antrieb, auch eine Dreschmaschine, die hinten über der Tenne aufgestellt wurde. Transmissionsräder und -riemen erinnerten jetzt in der Scheuer fast an eine kleine Fabrik oder doch an eine Werkstatt. Statt des Dreschertakts hörte man jetzt aus der Scheuer das Rattern der Maschine. Mit dem Ausdreschen alter Art war es jetzt vorbei. Man brauchte nicht mehr viele Leute; zwei oder drei Personen, fast ganz aus der eigenen Familie, genügten. Und man ging ans Dreschen, wenn es gerade geschickt war, im alten oder im neuen Jahr. Das Stroh konnte jetzt auch nicht mehr in glatte Schäume gebunden werden, sondern bloß noch als Wirrstroh in Büschel, was aber kein allzu großer

Nachteil war, da das Stroh ohnehin weniger wertvoll war als einst. Als dann ein paar Jahre nach der Jahrhundertwende elektrischer Strom ins Dorf geführt wurde, löste der Elektromotor den Göpel ab, die Dreschmaschine aber blieb gleich. Nach und nach wurden die kleinen Einzeldreschmaschinen für die meisten Scheuern beschafft. Sie sind bezeichnend für das Dreschen der letzten 60–70 Jahre in unserem Dorf; jetzt werden auch sie weithin funktionslos und dienen fast bloß noch als Lückenbüßer für kleinere Aufgaben.

Sie sind durch die Mähdrescher abgelöst worden, die die Arbeit wesentlich vereinfachen und verkürzen. Das Dreschen ist jetzt aus der Scheuer auf den Acker und vom Winter auf den Sommer verlegt. Der ganze strenge Rhythmus der bäuerlichen Arbeit ist durch sie gestört worden, Ernte und Dreschen fallen jetzt zusammen. Das Jahr des Bauern verläuft heute in vielen Stücken anders als früher; aber nirgends ist die Änderung so entscheidend wie beim Dreschen. Die Mähdrescher sind aber, namentlich in nassen Sommern, auch nicht ideal, und so bilden wohl auch sie in ihrer heutigen Form noch nicht den Abschluß einer Entwicklung.

Es ist ein langer Weg, den man bei der Betrachtung des Dreschens zurücklegt. Abwechslungsreich sind in ihm fast bloß die letzten Stationen, die Zeit, seit der der Flegel die Alleinherrschaft verloren hat. Er wird gelegentlich noch zu kleineren Arbeiten benützt, aber im allgemeinen hat er ausgedient, so gut wie noch so manches Gerät der bäuerlichen Wirtschaft.

Drescher

Eins, zwei, drei, vier; eins, zwei, drei, vier!
Brot ond Mooscht mier, Kraut ond Speck mier.
Schlag fescht druf ond halt guet Takt,
daß di net dei' Nochber packt
ond dier uf dein Pfliegel haut,
wärscht jo so en arger Naot.
Wear de' Takt net halte' ka',
dear ghaört net ans Dresche' na',
dear bleib vo' dr Schuire' weg,
kriegt koan Mooscht, ond kriegt koan Speck.
Dischtel ond e' Wischle Straoh dier!
Eins, zwei, drei, vier; eins, zwei, drei, vier!

Karl Häfner

Königin Katharina von Württemberg im Urteil einer Zeitgenossin

Von Hans Petri

Die Zeitgenossin, deren Urteil über die Großfürstin Katharina von Rußland und spätere Königin von Württemberg wir sowohl im französischen Original wie auch in einer aufgelockerten Übersetzung zur Kenntnis bringen, ist eine Gräfin Edling gewesen. Ihr Mädchenname Ruxandra Gräfin Stourdza läßt uns schwer erkennen, daß es sich um eine Ausländerin handelt. Gräfin Edling war von Geburt eine Rumänin, die schon in früher Jugend nach Rußland gekommen ist. Ihr aus altem moldauischem Adel stammender Vater, Scarlet Stourdza, sah sich aus politischen Gründen veranlaßt, mit Frau und fünf Kindern seinen Wohnsitz in Rußland zu nehmen, das für die Kinder zur eigentlichen Heimat wurde. Im Alter von 19 Jahren wurde Ruxandra Hofdame der Kaiserin Elisabeth, der Gemahlin des Zaren Alexander I., einer geborenen Prinzessin von Baden.

Fast alle europäischen Staaten befanden sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts in den großen Auseinandersetzungen, die durch die Französische Revolution und das Auftreten Napoleons entstanden waren. An diesen war Rußland maßgebend beteiligt. Ruxandra hatte durch ihre Stellung reichlich Gelegenheit, Kenntnis von dem politischen Geschehen zu erlangen und mit ihrer natürlichen Lebhaftigkeit die Menschen zu beobachten, die damals für die russische Politik verantwortlich waren.

Als in den Freiheitskriegen Napoleon über den Rhein zurückgedrängt war und seine völlige Niederlage in naher Aussicht stand, reiste die Kaiserin zum Besuch ihrer Verwandten in ihre badische Heimat, und Ruxandra, als ihre Begleiterin, hatte somit Gelegenheit, ein Stück Deutschlands kennenzulernen. Als nach dem gewonnenen Krieg die Fürsten und leitenden Staatsmänner fast ganz Europas zu langwierigen Verhandlungen in Wien versammelt waren und der Zar die Anwesenheit seiner Gemahlin in der österreichischen Hauptstadt wünschte, fand Ruxandra ein reiches Feld für Beobachtung und um Menschenstudien zu machen.

So hat sie auch dem König Friedrich von Württemberg, Onkel und späteren Schwiegervater der Großfürstin, einige Zeilen gewidmet: „Le roi de Wurtemberg offrait à la curiosité du public une taille des plus extraordinaires, dont le monstrueux embonpoint retombait en draperies sur ses genoux.“ (Der König von Württemberg hat der öffentlichen Neugier eine Figur ganz außergewöhnlicher Art dargeboten, deren sehr umfangreicher Bauch in Faltenwurf bis auf seine Knie niederfiel.)

Den Eindruck, den sie von dem Freiherrn vom Stein empfing, der, von Napoleon geächtet, mehrere Jahre hindurch als politischer Berater zur engsten Umgebung des Zaren gehörte, schildert sie mit den Worten: „Incapable de déguiser un moment sa pensée, le baron de Stein est un de ces caractères antiques qui n'ont jamais transigé avec leur conscience.“ (Unfähig auch nur einen Augenblick seine Gedanken zu verschleiern, ist Freiherr vom Stein einer der antiken Charaktere, die nie auf Kosten ihres Gewissens gehandelt haben.)

Nach den Freiheitskriegen schied Ruxandra Edling durch Verheiratung aus dem Hofdienst und hat späterhin ihre Erinnerungen niedergeschrieben. Diese sind allerdings erst im Jahre 1888 zu Moskau unter dem schlichten Titel „Mémoires“ im Druck erschienen.

Text

C'est ici que je dois placer le souvenir d'un être, qui n'a fait que passer sur la terre, quoique doué de toutes les qualités nécessaires pour y briller longtemps. La grande-duchesse Catherine, princesse d'Oldenbourg, puis reine de Wurtemberg, sœur chérie de l'Empereur Alexandre, était faite pour enchanter et dominer tout ce qui l'entourait, si son cœur avait été à l'unisson de son esprit. Belle et fraîche comme Hébé, elle réunissait un sourire enchanteur au regard le plus pénétrant. Ses yeux pétillants d'esprit et de gaieté semblaient demander la confiance et réussissaient à l'obtenir. Un air naturel, une conversation animée, un jugement solide, quand il n'était pas offensé par les passions, donnaient à cette princesse un charme tout particulier. Adorée dans sa famille, elle sentit qu'en restant en Russie elle pourrait y jouer un rôle brillant. Napoléon lui aurait offert sa main après la paix de Tilsit, pour peu qu'il y eût été encouragé. Prévenue par l'Empereur Alexandre, qui avait pénétré les vœux secrets de Napoléon, mais trop fière pour vouloir succéder à Joséphine, la grande-duchesse Catherine se hâta de déclarer que son intention était de ne jamais s'éloigner de son pays, et elle accorda aussitôt sa main au prince d'Oldenbourg, qu'elle avait dédaigné jusque là. Ce mariage surprit tout le monde; il blessait les lois de l'Eglise à cause de la parenté, le prince étant cousin germain de la grande-duchesse. Son extérieur d'ailleurs n'avait rien d'aimable, mais c'était un honnête homme dans toute l'étendue du terme. La grande-duchesse eut le bon esprit de s'en contenter, et sa vivacité naturelle l'attacha bientôt à cet époux avec tout le feu de la passion la plus vive. L'Empereur combla sa sœur de bienfaits: il doubla son apanage, donna au prince d'Oldenbourg le plus beau gouvernement de l'Empire. Ils y vécurent heureux, entourés d'une cour que la grande-duchesse gouvernait à son gré. Elle cherchait à s'attirer le suffrage de tous les hommes distingués, qui venaient lui faire leur cour, et ne négligeait rien pour augmenter l'influence qu'elle croyait avoir sur l'Empereur. Dans la crise, où l'on se trouvait, chacun avait ses idées; celle de la grande-duchesse et de tout son parti était de ramener l'Empereur près d'elle et au cœur de l'Empire; mais l'événement prouva que ce conseil aurait eu des suites fâcheuses, s'il avait été suivi.

Übersetzung

Hier muß ich die Erinnerung an ein Wesen einfügen, das nur flüchtig über diese Erde gegangen ist, obwohl es mit allen Eigenschaften ausgestattet war, deren man bedarf, um hier lange Zeit hindurch glänzen zu können. Die Großfürstin Katharina, Prinzessin von Oldenburg, spätere Königin von Württemberg, Liebblingsschwester des Kaisers Alexander, war wie dazu geschaffen, ihre ganze Umgebung zu bezaubern und ihr unbestrittener Mittelpunkt zu sein, wenn Herz und Geist miteinander im Gleichklang gewesen waren. Schön und frisch wie Hebe verband sie ein bezauberndes Lachen mit einem sehr eindringlichen Blick. Ihre Augen, strahlend von Geist und Frohsinn, schienen Vertrauen zu erbit-

ten und hatten die Genugtuung, solches zu erlangen. Eine natürliche Art, eine belebte Unterhaltungsgabe, begründetes Urteil, falls es nicht durch leidenschaftliche Empfindungen getrübt war, gaben dieser Prinzessin einen ganz außergewöhnlichen Reiz. Von der Familie angebetet, empfand sie, daß sie nur bei dauerndem Verbleiben in Rußland hier eine glänzende Rolle spielen könne. Napoleon hatte ihr, nach dem Frieden zu Tilsit, seine Hand angeboten, wenn man ihn nur im geringsten dazu ermutigt hätte. Aber gewarnt durch Kaiser Alexander, der die geheimen Wünsche Napoleons durchschaut hatte, und zu stolz, um die Nachfolgerin einer Josephine zu werden, beeilte sich die Großfürstin Katharina zu erklären, es sei ihre Absicht, sich niemals von ihrem Land zu entfernen und reichte sofort ihre Hand dem Prinzen von Oldenburg, den sie bisher verschmäht hatte. Diese Heirat überraschte jedoch alle Welt, sie verletzte die Gesetze der Kirche wegen der Verwandtschaft, da der Prinz ein rechter Vetter der Großfürstin war. Im übrigen hatte seine äußere Erscheinung nichts Anziehendes, aber er war ein ehrenhafter Mann im vollen Sinne des Wortes. Aber sie war klug genug, um sich damit zufrieden zu geben und ihre natürliche Lebhaftigkeit verband sie schnell mit diesem Gatten in ganzer Leidenschaftlichkeit. Der Kaiser überhäufte seine Schwester mit Wohltaten, er verdoppelte ihr Jahrgeld und gab dem Prinzen den schönsten Bezirk seines Reiches zur Verwaltung. Hier lebten sie glücklich, umgeben von einem Hofstaat, den die Großfürstin nach ihrem Geschmack entsprechend leitete. Sie suchte den Beifall aller vornehmen Menschen zu erringen, die kamen, um ihr ihre Aufwartung zu machen und sie unterließ nichts, um ihren Einfluß zu vergrößern, den sie glaubte auf den Kaiser zu haben. In den entscheidungsreichen Zeiten, in denen man lebte und jeder seine eigenen Gedanken hatte, waren die der Großfürstin und ihrer Anhängerschaft, den Kaiser in ihrer unmittelbaren Nähe und im Herzen des Reiches zurückzuhalten. Aber die Folgezeit bewies, daß dieser Ratschlag peinliche Folgen gehabt haben würde, wenn man ihn befolgt hätte.

Kommentar

Was Ruxandra Stourdza in den beiden letzten Sätzen ihrer Erinnerungen an die Großfürstin Katharina geschrieben hat, erhält sein besonderes Gewicht, wenn wir bedenken, daß mit den „entscheidungsreichen Zeiten“, die man durchleben mußte, die Wochen gemeint sind, die dem russisch-französischen Kriege vorangingen und man mit dem Einmarsch einer für damalige Zeiten ungewöhnlich starken Armee zu rechnen hatte. Unter diesen Umständen durfte der Zar nicht, dem Vorschlage Katharinas entsprechend, in erster Linie an seine persönliche Sicherheit denken; er hatte dort zu sein, wo es um die letzte Verantwortung ging, zumal er der Alleinherrscher war und alles von seinem Ja oder Nein abhing.

Der russische Widerstand wurde bei Smolensk und Borodino gebrochen, und Napoleon konnte in Moskau einziehen, von wo aus er den Frieden diktieren wollte. Diese für völlig undenkbar gehaltene Lage lastete als schwerer Druck auf der gesamten Bevölkerung; offen und im geheimen gab man dem Zaren die Schuld an

diesem nationalen Unglück. Dies zeigte sich besonders deutlich am 15. September; dem Jahrestag der Kaiserkrönung, der alljährlich mit großer Feierlichkeit und unter großem Zulauf begangen wurde. Aber diesmal waren keine begeisterten Zurufe zu hören; die Menge verharrte in eisigem Schweigen und nach dem Bericht von Ruxandra Stourdza hätte ein einziger Funke genügt, um eine allgemeine Revolution ausbrechen zu lassen. Ganz ausnahmsweise hatte der Zar den Rat seiner Umgebung befolgt und hatte sich nicht hoch zu Roß der Öffentlichkeit gezeigt, sondern war zusammen mit der Kaiserin in einem geschlossenen Wagen zur Kathedrale gefahren. Der Zar hat den von geschwisterlicher Liebe gemachten Vorschlag nicht befolgt „et il fit bien“, wie Ruxandra bemerkt. Der Zar hätte sonst den Fortbestand der Dynastie, vielleicht sogar sein Leben aufs Spiel gesetzt! Daß dem Siege Napoleons bald eine vernichtende Niederlage folgen würde, hatte damals niemand auch nur zu träumen gewagt.

Der Krieg hat von der Zarenfamilie und besonders von Katharina ein Opfer gefordert. Prinz Georg starb am 27. Dezember 1812 infolge einer Infektion, die er sich bei dem Besuch eines mit Typhuskranken belegten Lazarets zugezogen hatte. Diese Kranken hatten der russisch-deutschen Legion angehört, die der von Napoleon entthronte Herzog Peter von Oldenburg aufgestellt hatte.

Zu den Fürstlichkeiten, die sich im Herbst 1814 in Wien zur Beratung über die Neuordnung Europas eingefunden hatten, gehörte auch Kronprinz Wilhelm von Württemberg. Da auch seine Kusine, die verwitwete Prinzessin von Oldenburg anwesend war, so waren beide oftmals auf den Festen zu sehen, die wie einem Wirbel (Tourbillon des plaisirs, sagt Ruxandra Stourdza) einander folgten „und alle Welt war bezaubert von dem Paar, dem eine glanzvolle Zukunft vorausgesagt wurde“ (Ernst Marquardt, Geschichte Württembergs, Stuttgart, 1961, S. 250).

Am 24. Januar 1816 haben Kronprinz Wilhelm und Katharina einander geheiratet. Am 30. Oktober starb König Friedrich. Es war eine Zeit schwerster Bedrängnis für das Land Württemberg, da infolge einer völligen Mißernte Hungersnot herrschte, die Tausende zur Auswanderung nötigte. Hier hat sich Königin Katharina als wahre Landesmutter erwiesen, was ihr von der Bevölkerung bis auf diese Stunde nicht vergessen ist.

Im Herbst 1818 hatte sie längere Wochen hindurch den Besuch ihrer Mutter und während dieser Zeit kam auch Zar Alexander für mehrere Tage nach Stuttgart. Er hatte in Aachen dem Kongreß beigewohnt, in dem die Siegermächte der Befreiungskriege über die künftige Stellung Frankreichs innerhalb der europäischen Völker berieten. Es war Katharinas letztes Wiedersehen mit Mutter und Bruder.

Zu den zwei Söhnen aus erster Ehe hatten sich rasch zwei Töchter gesellt. Alle vier Kinder mußten bald die Mutter entbehren. Am 9. Januar 1819 starb Königin Katharina, erst vierunddreißig Jahre alt.

Sie trägt nicht mehr der ird'schen Würde Zeichen;
 Sie ließ der Welt, was ihr die Welt geliehn;
 Doch auf die Stirne fällt, die reine, helle
 Ein Lichtstrahl aus des Lichtes höchster Quelle.
 (Uhland)

Zwiefalten. Die Kirche der ehemaligen Benediktinerabtei. Ein Gesamtkunstwerk des süddeutschen Rokoko. Text von Richard Zürcher. Aufnahmen von Hellmut Hell. Jan Thorbecke Verlag, Konstanz, Stuttgart. 72 Seiten Text. 61 Abbildungen. DM 32,-.

Diese Monographie ist eine willkommene, wertvolle Bereicherung des nicht unbeträchtlichen, immer noch anwachsenden Schrifttums über die Kunst des Barock. Hellmut Hell hat mit seinen meisterlichen Aufnahmen die Atmosphäre des Baues, in der Gesamtkomposition und in den Einzelheiten, im Äußeren und im Inneren bewundernswert eingefangen. Richard Zürchers geistvoller Text, aus dem wir gern seitenweise zitieren würden, dürfte auch vielen genauen Kennern Zwiefaltens neue Aspekte und fruchtbare Anregungen geben.

Nach einer kurzen Geschichte des Klosters folgt ein Kapitel, in dem die Stellung Zwiefaltens im architektonischen Schaffen Johann Michael Fischers (1692–1766) behandelt wird. Zwiefalten, von Fischer begonnen 1741, liegt in der zeitlichen Mitte von Fischers Schaffen: nach Osterhofen, Rinchnach, St. Anna am Lehel in München, Diessen, Ingolstadt, Aufhausen, Berg am Laim und vor Ottobeuren, Rott am Inn und Altomünster. (Die Wallfahrtskirche St. Anna in Haigerloch ist nicht erwähnt, obwohl diese, wie sich aus stilkritischen Vergleichen mit Zwiefalten und aus der Grundrißanalyse von Freckmann ergibt, zum mindesten auf eine Konzeption von Fischer zurückgeht.) In der Periode vor Zwiefalten setzt sich Fischer mit verschiedenen Problemen des Barock, vor allem mit der Verbindung von Längs- und Zentralbau auseinander. Fischer mußte sich oft an vorhandene Gegebenheiten anpassen. Aber gerade darin bewährte sich seine große Begabung.

Auch in Zwiefalten lagen schon Gegebenheiten vor. Unter Zugrundelegung des mittelalterlichen Kirchenbaues, einer kreuzförmigen Basilika, hatten die Brüder Schneider aus Aach bei Zwiefalten, die wahrscheinlich bei dem großen Voralberger Baumeister Franz Beer ausgebildet waren, einen Neubau nach dem Voralberger Münsterschema geplant. 1741 wurde ein Vertrag mit Fischer abgeschlossen. Fischer übernahm von der bisherigen Planung die Türme rechts und links vom Chor und damit dessen Breite. Durch die breitere Vierung und das noch breitere Langhaus wurde eine perspektivische Steigerung erzielt. Beim Langhaus wurde das Voralberger Schema mit den Emporen übernommen. „Doch mit den Stucco-lustro-Säulen dringt das farbige Element nunmehr auch in die architektonische Gliederung ein, und es entsteht mit der schimmernden Ordnung der großen Säulen im Langhaus ein wahrhaft triumphales Motiv, worin sich die sinnesfreudigere Art Altbayerns äußert“ (Zürcher).

Auch bei der Benediktinerkirche Ottobeuren mußte Fischer vorhandene Pläne (von Simpert Kramer und Joseph Effner) teilweise übernehmen. Über Ottobeuren schreibt Zürcher: „Die Wendung zur Ruhe und Ausgeglichenheit, die damals um die Jahrhundertmitte wenigstens in Süddeutschland noch nicht durch eine mit neuer Intensität gesehene Antike, sondern aus der eigenen Entwicklung, also von innen her, gewonnen wurde, gelangt im Schaffen Fischers in Ottobeuren zu einer ersten großen Verwirklichung.“ Zürcher hat in einer Besprechung des Buches von Paul Henry Boerlin „Die Stiftskirche von St. Gallen“ in der Neuen Zürcher Zeitung (wir besprachen das Buch in Heft 1 der „Schwäbischen Hei-

mat“ vom März 1968) den Begriff „Rokokoklassik“ eingeführt, den er einigen Werken höchsten Ranges von Fischer (Ottobeuren), Neumann (Neresheim) und Thumb (St. Gallen) zuerkennen möchte und „in welcher der noch spätbarock bewegte Stil der dreißiger und vierziger Jahre seine Beruhigung findet“.

In dem großangelegten nächsten Kapitel werden das Raumbild, der Hochaltar, die Seitenaltäre, die Kanzel und die Beichtstühle, das Chorgitter und der Gnadenaltar, das Chorgestühl, die Stukkaturen und die Deckenfresken in höchst lebendiger Weise interpretiert.

Wir möchten einige besonders bemerkenswerte Stellen wörtlich anführen. Das Langhaus bildet „mit seinen Wandpfeilern eine durch Seitenkulissen orthogonal gefaßte Vorderbühne, und gleichzeitig entsteht durch die an Logen erinnernden Emporenbalkone eine Art Zuschauerraum, so wie im spätbarocken Opernhaus Proscenium und Vorderbühne ineinandergehen“. Der geniale Hochaltar von Johann Michael Feichtmayr wird auf sieben Seiten ausführlich analysiert. Die Analyse beginnt mit folgenden Sätzen: „In der reichen Polyphonie der Ausstattung fällt dem Hochaltar die erste Stimme zu. In ihm vollzieht sich, was dem Chorgestühl, der Kanzel, ja sogar den übrigen Altären versagt bleibt, nämlich die Erhebung zur Architektur als einem eigenen Gebäude idealer Art, in welchem sich das reale Bauwerk der Kirche verdichtet und zugleich erhöht. Und umgekehrt strahlt der Hochaltar in den realen Kirchenraum aus, der dadurch zum dienenden Schauplatz wird, auf dem die herrscherliche Erscheinung des Hochaltars widerhallt.“

Über die eigenartigen, manchen Besucher vielleicht fremdenden Beichtstühle an der Eingangsseite schreibt der Verfasser: „An diesen beiden Beichtstühlen besteht das Material nicht mehr aus schimmerndem stucco-lustro oder aus glänzend lackiertem Holz, über dessen Kelungen und Kurvierungen das Auge leicht dahingleitet, sondern zum größten Teil aus kleinteiligen, in Stuck nachgeahmten Quadern. Diese haben eine seltsame feucht-grünlich-bläulich-graue Farbe angenommen, die in morbider Art an Schimmel erinnert, und geht an den verschiedensten Stellen, vor allem am Sockel, dann über der eigentlichen Beichtnische und schließlich auch an der Bekrönung in Tropfstein über. Der damit angedeutete Vorgang des Versinterns kann als eine Art ‚Erkrankung‘ des Materials oder im Sinn des Manierismus als ‚Formstörung‘ empfunden werden, wozu auch noch eine ‚Störung‘ oder ‚Erkrankung‘ des Materials in der Art des Gerinnens und Verschimmeln tritt. Vor allem die Gesimse und Konsolen zersetzen sich vor unseren Augen, was wohl angesichts des naturalistischen Pflanzendekors, insbesondere der Palmwedel über der Beichtnische, als eine ‚Rückkehr zur Natur‘, zugleich aber auch als Zerfall und Auflösung gedeutet werden kann, analog den künstlichen Ruinen in den gleichzeitigen Parks.“

Ähnliche Gedanken äußert Zürcher bei der Schilderung der Stukkaturen: „Eine ins Labile übersteigerte Bewegung, die schließlich in sich überschlägt, wird für dieses Kurvenspiel zum gestaltenden Prinzip, doch so sehr das Einzelne in einer total gewordenen Bewegung zu zerschäumen und zu entschweben scheint, so behält der Meister das Spiel noch immer in der Hand... Um einen Grad deutlicher wird das Gesetz erst in Ottobeuren, wo der gleiche Künstler wenig später wirkte, und zwar in einer etwas stärkeren Symmetrie und einer gewissen Eindämmung der Umrisse. In Zwiefalten dagegen offenbart sich die Freiheit des Stuckdekors in einer faszinierenden Lebensfülle, die immer wieder an die Natur anspielt und sie doch nur selten unmittelbar imitiert... Sonst aber finden sich fast ausschließlich

Formen, die ebenso an Muschelwerk und Seepferdchen wie an Hahnenkämme erinnern und in einer fast gespenstischen Doppexistenz im gleichen Augenblick zu versintern und verknorpeln scheinen, wie daß sie als Gischt zerschäumen und als Flammen verlodern. Das organisch Wachsende und Blühende, kurz das Vegetabile und zugleich das Wogende und Flammende herrscht in einer letzten Steigerung jener tiefen Verbundenheit mit dem Wachstum der Natur, welche die deutsche Kunst schon in früheren Blütezeiten auszeichnete. Aber das Lebendige hat einen derartigen Grad erreicht, daß es sich bereits selber auflöst. Im Bereich der bildenden Künste wird hier dargestellt, was wenige Jahrzehnte später das Wort ausspricht: „Das Lebendige will ich preisen, das nach Flammentod sich sehnet.“

Über den hochbegabten Franz Joseph Spiegler, der die Altarbilder und den Hauptteil der Fresken malte, schreibt Zürcher u. a.: „Das Malerische, begriffen als Sehform hat sich in den Altargemälden zum Bild im eigentlichen Sinne verdichtet; in den Deckengemälden findet es seine umfassendste Verwirklichung und zugleich seine Auflösung. Diese zeigt sich bereits im Verhältnis zwischen den dunkleren, auf Leinwand gemalten Altarbildern und den in den gleichen Kapellen die Wölbung schmückenden Fresken, deren Farben lichter, deren Kompositionen offener und deren Rahmen in allen Teilen zu einer von Rocailles unterbrochenen Wellenlinie umgebildet ist.“

Das ikonographische Programm der Bilder und der gesamten übrigen Ausstattung ist so reich, daß der Verfasser einen weiteren Band über dieses Thema in Aussicht stellt, auf den man gespannt sein darf. In dem letzten Kapitel „Das Gesamtkunstwerk“ führt der Verfasser aus, daß in Zwiefalten auch das Gesamtkunstwerk angestrebt wird, daß sich aber eine restlose Verschmelzung wie bei den spätbarocken Kirchen, z. B. denen der Brüder Asam, nicht mehr ergibt, sondern daß unter der Leitung des Architekten, die mit der eines Dirigenten oder Regisseurs verglichen wird, die einzelnen Künstler eine große Selbstständigkeit entwickeln konnten: der Schöpfer der Stukkaturen, der Altäre, der Kanzel und der Beichtstühle Johann Michael Feichtmayr, der Bildhauer Joseph Christian, den man schon den schwäbischen Ignaz Günther genannt hat, der die Altarfiguren schuf und das großartige ungeheuer reiche Chorgestühl unter Mitwirkung Feichtmayrs, Spieglers und des Schreinermeisters Martin Hermann schnitzte, das die glatten architektonisch ungegliederten Wände des Priesterhauses höchst wirkungsvoll belebt; die Maler Joseph Spiegler, Minrad von Ow und Franz Sigrist. Auf den Vergleich mit dem barocken Theater kommt Zürcher noch einmal zurück. Das Kircheninnere wird zum Schauplatz, in dem die Kirche sich selber darstellt („Welttheater“ und „Theaterwelt“).

Über das Element der Zeit sagt Zürcher: „Das Erlebnis der Zeit, wie es sich von dem zeitlosen Für-sich-sein eines Renaissance-Kunstwerks unterscheidet, verbindet sich im Rokoko mit einer ausgesprochenen ‚Flüchtigkeit‘ des Sehens: Das Auge gleitet über die polierten Flächen des stucco-lustro oder der weißen Gipsfiguren hinweg; es wird durch bewegte und nicht selten auch zackig gebrochene Formen in raschem, bisweilen sprunghaftem Rhythmus geführt, sei es an den einzelnen Skulpturen, in den Altarbildern und Deckenfresken oder ganz besonders auch im Ornament, wo aus Schwung und Gegen-schwung ein eigentlicher Formenreigen entsteht.“

Der Verfasser weist hin auf die Bedeutung der vier Elemente in den Ecken der Vierung, die die Präsenz der Schöpfung zeigen sollen, und auf den Schwebezustand zwischen Realität und Idealität, der überall im Kirchenraum herrscht, auf die Spannungen, die das

Rokoko charakterisieren. „Jetzt nämlich droht die während der ganzen Epoche vorhandene Ambivalenz zwischen Sein und Schein, Realität und Idealität, Irdischem und Überirdischem auseinanderzubrechen, und es ver-rät sich, wenn auch verborgener, eine ähnliche Stilkrise wie einst zwischen Renaissance und Barock im Manierismus. Vielleicht ist es gerade die im Rokoko liegende Auflösung, welche noch einmal die Künste zu unerhör-ter Fruchtbarkeit befreit.“

Wir wünschen dem vom Verlag mit großer Sorgfalt ausgestatteten Buch recht viele aufmerksame Leser.

Walther Genzmer

Peter Lahnstein, Ludwigsburg. Aus der Geschichte einer europäischen Residenz. 1968. 136 Seiten. 8 Farbtafeln, 11 Abbildungen, 11 Schwarzweiß-Tafeln, 2 Faksimiles. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. Leinen DM 29,-.

Peter Lahnstein schenkt der großen Gemeinde seiner Leser eine neue Kostbarkeit. In dem ihm eigenen, unverwechselbaren Stil berichtet er, was sich in und um Ludwigsburg seit seiner Gründung bis zum Tod des ersten Königs Friedrich (1816) abgespielt hat. Lahnstein will keine Geschichte der Stadt Ludwigsburg geben, er will „aus den früheren, farbigen Epochen der Residenz, von ihrem Glanz und ihrem Elend, von ihrem Alltag und ihren Festen“ erzählen. In einem ersten Abschnitt wird der Geist des Zeitalters beschworen – es ist der Geist des verspielten, frechen, frivolen Rokoko, der sich spiegelt „im engen, schön verzierten Rahmen der kleinen deutschen Residenzstadt Ludwigsburg . . .“, wo Oper und Ballett eine Weile ihre glänzendste Stätte hatten, wo das Kapregiment ins ferne Afrika verschickt wurde und wo die Letzten aus dem russischen Feldzug sich zur Stelle meldeten, wo Schiller zur Schule ging und als Heimkehrer wohnte, wo Bonaparte auf dem Weg nach Austerlitz einhielt, wo Justinus Kerner heranwuchs und Eduard Mörike als Kind spielte“.

Der zweite Abschnitt, „Die Residenz Karl Eugens“, ist dem Ludwigsburger Schloß gewidmet, diesem großartigen Denkmal des milden Absolutismus schwäbischer Prägung. Der junge Karl Eugen war am Hofe Friedrichs d. Gr. erzogen worden; zum Abschied von Potsdam erhielt er jenen „Fürstenspiegel oder Unterweisung des Königs für den jungen Herzog Karl Eugen von Württemberg“, der im Wortlaut wiedergegeben ist. Karl Eugen hat die guten Ratschläge dieses Dokuments wenigstens am Anfang seiner Regierungszeit nicht beherzigt. Er liebt jahrzehntlang den Prunk, die rauschenden, funkelnden Festivitäten; deren schönster Schauplatz ist das kurzlebige Ludwigsburger Opernhaus, jene riesige hölzerne Feenbude, die nach dem Grundsatz „Nichts ist unmöglich“ in kürzester Frist errichtet wurde. Musikanten, Sängerinnen, Tänzerinnen aus aller Herren Länder, besonders Franzosen und Italiener, füllten die im Kerzenlicht schimmernden Säle. Andere Formen der Lustbarkeit waren die Hofjagden und Karnevalsfeiern. Um 1765 hatte die Ludwigsburger Porzellanmanufaktur europäischen Rang erreicht. Das Militär diente Karl Eugen weniger zur Landesverteidigung als vielmehr zur fürstlichen Repräsentation und vor allem zur Einnahmequelle (Kapregiment). – Der dritte Abschnitt ist „Schiller in Ludwigsburg“ überschrieben und berichtet ausführlich über die nicht eben erfreulichen Verhältnisse an den Schulen, die der Knabe Friedrich Schiller vom 7. bis 14. Lebensjahr besucht hat. Kometenhaft taucht in Schillers Knabenjahren Schubart als Organist in Ludwigsburg auf, wo er sein feuriges Temperament austobte. Im Sommer 1793 kehrte Schiller vorübergehend in die Heimat zurück und nimmt Wohnung in Ludwigsburg. „Herbst Winter, Vorfrühling gehen dahin im Wechsel von hellen, schaffensfrohen Tagen und quälendem Unwohlsein, von

behaglichem und fröhlichem Zusammensein mit längst entbehrten Menschen und dem Gefühl, die zerrinnende Zeit werde zu wenig genutzt, zwischen der Freude, als angesehener Mann wieder in der alten Heimat zu weilen, und der Einsicht, daß er hier nicht am Ort seiner Bestimmung sei . . ." Im März 1794 reiste Schiller nach Thüringen zurück, der entscheidenden Begegnung mit Goethe entgegen. Der folgende Abschnitt „Ins neue Jahrhundert“ setzt ein mit einer Darstellung des Einflusses der Französischen Revolution. Emigranten ziehen in Ludwigsburg ein. Herzog Friedrich übernimmt 1797 die Regierung, wird 1803 Kurfürst, 1806 König von Napoleons Gnaden. Die wechselvollen Beziehungen zwischen den beiden Monarchen werden lebendig geschildert. Mit dem Tode Friedrichs 1816 endet die Darstellung. „Kinderheimat der Dichter“ bildet den Ausklang des Buches, in dem ein buntes, farbenfrohes Schauspiel vor den Augen des Lesers abläuft, nicht zuletzt durch die hervorragend wiedergegebenen zeitgenössischen Abbildungen, die das erzählerische Kolorit reizvoll ergänzen und das Buch zu einem Geschenkband ersten Ranges machen. O. Rühle

Selbsthingabe und Selbstfindung im Gedicht

Lebensstimmung, Welthaltung und Selbsterfahrung durchdringen sich auf wechselvolle Weise in den Gedichten von *Gerhard Schumann*. Sein Werk ist einerseits getragen von den Lebenswerten und Lebensbindungen, die sich ihm als Wachstumsgrund jeder Gesittung und Kultur erweisen. Zum andern verdeckt es nicht die spannungsreiche Realität des Zeithaften, in der diese Werte bis an den Rand ihrer Zerstörung und Auflösung geraten sind.

Trotzdem ist diese Lyrik auf ein Gesamtbild in der Vielheit des einzelnen gerichtet. Ihrem Verlangen nach einer – bereits im Gefühl verbürgten – Einheit alles Lebendigen tritt zwar die Erfahrung der Gespaltenheit menschlicher Existenz gegenüber. Das ist bis in die Sprachform hinein spürbar. Die durch den leisen und festen Ton der Verse erreichte Beruhigung, diese gleichsam gedämpfte Lage des poetischen Ausdrucks, wird immer wieder durchbrochen von der Dynamik eines expressiven Wort- und Bildfeldes, das sich selbst der Jargonsprache bedient. Aber gerade eine so differenzierende Vergegenwärtigung auch der Situationen, die den Blick auf eine alles relativierende Veränderung lenken, will bewußt machen, wie nötig eine bewahrende Sinnordnung des Gemeinsamen und Überzeitlichen geworden ist. Diese Ordnung versichert den einzelnen wieder einer Gemeinschaft im Persönlichen und Mitmenschlichen und nimmt ihn in ein Ganzes auf.

Das Einende und Bleibende aus einer langen Traditionskette aufbauender Werte spricht sich bereits im Titel von *Gerhard Schumanns* jüngstem Gedichtband aus: „*Der Segen bleibt*“ (Hohenstaufen-Verlag, Bodmann am Bodensee; 116 S., Ln. DM 12,80). Wohl tritt auch in diesen Versen das Leben als Einheit von Ruhe und Bewegung, als das Bleibende im Wandel in den Kontrast mit dem Hinfalligen einer in Täuschungen verstrickten Welt. Doch zeigen die einleitenden Gedichtkreise „Ring des Jahres“ und „Innenlicht“, wie tief der Glaube an ein Überstehen des Guten in den Seelengrund des Menschen gelegt ist. In diesem Bergungsraum des Innerlichen erhalten die Erregungen der Liebe, die Begegnungen mit der Natur, zumal der Heimatlandschaft, nicht die Realität eines nur flüchtig festgehaltenen Augenblicks, sondern die eines in sich selbst ruhenden Daseins, das nicht „dem Griff der Nacht verfällt“.

Die radikalisierte Skepsis einer düsteren Existenz Erfahrung entlarvt in den „Epigrammen“, „Sprüchen“ und dem Zyklus „Notruf“ die hektische Geschäftigkeit und genießerische Eigensucht einer Zeit, in der der Mensch ein

Zerrbild seiner selbst wird. Aber: „An den Rändern das Rasen, innen die Stille.“ Auch das Dunkel ist ein Erprobungsfeld. Polemik, Kritik, Ermahnung verbergen nicht die Sehnsucht nach dem Humanen hinter der getäuschten Leidenschaft eines engagierten Lebenswillens und Lebensglaubens. Selbsthingabe, Selbstklärung, Selbstfindung werden so als die notwendigen Stufen eines Prozesses erkannt, durch den dieses Humane zum Erscheinen kommt. Eine von Sittlichkeit und Sitte gestützte Lebensvernunft bedarf dieses „Mutes zur Wandlung“, um „Gnade“ und „Segen“ des Bleibenden zu erfahren, dem – wie das Nachwort sagt – „die Dichter . . .“ mit ihrem Wirken für das Wort, für die Sprache in Ehrfurcht dienen“.

Aussprache eines Weltgefühls im Einzelgefühl, eines allgemein und exemplarisch Menschlichen in der Betroffenheit des Ichs wollen die „fünfzig Gedichte für Freunde der Besinnlichkeit“ sein, die *Richard Haldenwang* unter dem Titel „*Morgenstrauß*“ vorlegt (Verlag Otto Wilhelm Barth, Weilheim Obb.; 60 S., Ln. DM 6,90). Auch sie lassen „aus den Stunden ein Bleibendes“ erfahren. Doch muten diese klargefügten Reimstrophen wie zarte Miniaturbilder an, die man lange anschauen muß, bis sie ihre in Bild und Klang sich sensibel andeutende Offenheit ins Unendliche erschließen. „Es sind tröstende und zugleich ermutigende Verse voll dichtester Substanz“, sagt Jean Gebser in einem würdigenden Schlußwort. Sie „wecken die Besinnung auf jenen uns übersteigenden Bereich der universalen Aufgehobenheit und stiften die Gewähr für die umfassendere Ordnung, in die auch der Alltag des einzelnen eingebettet ist“.

Das Nebeneinander und Ineinander der Dinge wird schöpferisch empfangene Wirklichkeit in den Gedichten von *Wilhelm Schloz*, „*Geliebte Landschaft*“ (verlegt bei Greifen-Kunst, Winterbach bei Schorndorf; 64 S., DM 5,40). Denn es ist nicht nur das bildhafte Aufnehmen des Einmaligen und Eigenlebendigen, sondern das Ausdeuten und Verstehen der unter der Oberfläche der Erscheinungen verdeckten Innenvorgänge und Innenzustände, was diesen „Eselshaldener Vierzeilern“ – mit ihren zwölf Zeichnungen – ihren besonderen Charakter gibt. Solches Erhellen der Dinge von außen und von innen im vermittelnden Spiegel eigenen Erlebens läßt wiederum eine das Naturhafte und Menschliche übergreifende Lebensordnung als das Bleibende im Fluß der dahinströmenden Zeit erkennen. „Voll Bergung, Stille“ ist darum die „schmale Einsamkeit“ des Eselshaldener Hauses, von dem aus der „Landschaft geheime, unzählige Falten“ den „Kosmos unerfaßlich groß“ erscheinen lassen. In der klärenden Auseinandersetzung mit den Gegebenheiten der Welt findet somit auch hier der Mensch sich selbst. Aus einer in der Stille gefestigten Tiefe gewinnt er den Glauben an einen Lebenssinn, der ihm hilft, die Wirklichkeit trotz aller Widersprüche und Wunden zu meistern.

Emil Wezel

Guorn – Ein Dorf und sein Ende. Bearbeitet von Angelika Bischoff-Luithlen, herausgegeben und verlegt vom Schwäbischen Albverein e. V. Stuttgart 1967. 320 S., 113 Abb., DM 20,-.

„Wüstung“ ist ein Begriff, mit dem die Historiker einen „abgegangenen Ort“ bezeichnen; vor allem das Mittelalter bot ihnen häufige Gelegenheit, ihn anzuwenden. Doch „verwüestet“ im Sinne von verödet und verlassen wurde in unserer Neuzeit das Alldorf Guorn. Als in den Jahren 1937/38 der Truppenübungsplatz Münsingen vergrößert wurde, mußten die 665 Einwohner Guorns ihre Heimat verlassen. Daß sie ihr Dorf aber bis heute nicht vergessen haben, zeigt der Wunsch nach einem Erinnerungsbuch, den ihnen nun Angelika Bischoff-Luithlen

erfüllte. – Die Bearbeiterin legt ein Heimatbuch vor, in dem sie Aufsätze bekannter Wissenschaftler mit Aussagen ehemaliger Gruorner Einwohner und eigenen Beiträgen vereinigt. Daß ihr dabei ein rundes Bild vom Wegung“ [vgl. K. Löber, *Beharrung und Bewegung im Trockenes oder Langweiliges haftet diesem Buch an, obwohl seine Verfasser doch in erster Linie aus archiva-* lischen Quellen schöpfen mußten. Aus Lagerbüchern, Kirchenkonventsprotokollen, Inventur- und Teilungsakten, Fleckenrodel, Totenbüchern, Kaufverträgen, Steuerlisten und anderen Urkunden holten sie in vielen Einzelheiten ihr Material und fügten es zur Ortsgeschichte von Gruorn mit all ihren wirtschafts-, rechts-, kirchen- und kulturgeschichtlichen Verzweigungen; der geographische Standort des Dorfes wird umrissen, seine Häuser und seine Kirche erstehen wieder in liebevoller Beschreibung, Flurnamen schließen sich wieder zur Markung zusammen, Familiennamen lassen die einstige Dorfgemeinschaft lebendig werden. Wie dieses Leben in seinen alltäglichen und festlichen Erscheinungen aussah, enthüllen die Kapitel über Tracht und Hausrat, Sitten und Bräuche, Sprichwörter, Redensarten, Lieder und Sagen. Ergänzt werden sie durch die Erinnerungen ehemaliger Gruorner Einwohner, die aus ihrer Schulzeit, vom ersten Auto im Dorf, über die Lichtstube, vom Bahnschlitten und vielen anderen Dingen erzählen.

Wäre das verlassene Gruorn unversehrt erhalten geblieben, so hätte es heute Museumswert, weil es „in der Geschlossenheit seines alten Dorfbildes unterging“. Betrachtet man aber die Bilder aus der Gegenwart, so spürt man angesichts der Ruinen etwas Gespenstisches, das aus den leeren Fensterhöhlen dringt, auf den nackten Dachsparren sitzt, im wuchernden Gras und Gestrüpp nistet. Auch wenn der Krieg nur indirekt dieses Dorf zerstörte, ist es doch ein Memento, das aus den Seiten dieses Buches spricht.

Irmgard Hampp

Heinrich Renner, *Wandel der Dorfkultur*. Zur Entwicklung des dörflichen Lebens in Hohenlohe (Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, Band 3.) Silberburg-Verlag Werner Jäckh, Stuttgart 1965. DM 24,50.

Die festgefügte Ordnung des Bauernstandes in der Dorfgemeinschaft, die besonders in Agrargebieten wie der Landschaft Hohenlohe zu einem großen Teil bis in unsere Tage erhalten ist, wird von H. Renner untersucht. Der einführende geschichtliche Rückblick zeigt, daß diese Ordnung ihre Beständigkeit gerade deswegen gewonnen hat, weil sie sich aus mancherlei Wandlungen, besonders in der Wirtschaftsstruktur, herauskristallisiert hat. Deshalb bewirkt auch der im weiteren Verlauf beschriebene Wandel im dörflichen Leben der Gegenwart zwar eine Distanz zu überlieferten Formen; sie werden aber nach Beobachtung des Autors bei der ländlichen Bevölkerung, insbesondere der bäuerlichen, weiterhin gepflegt werden, wenn auch das Verständnis ihrer Inhalte allmählich geringer werde. „Wandlung“ und „Beharrung“, das seien die Schlüsselbegriffe, die die Entwicklung in der Gegenwart ausdrücken. In ganz analoger Weise spricht Karl Löber in seiner Parallelstudie von „Beharrung und Bewegung“ [vgl. K. Löber, *Beharrung und Bewegung im Volksleben des Dillkreises (Hessen)*, Marburg, 1965]. Der Vergleich zwischen den beiden Arbeiten bietet sich an. Eindrucksvoll ist der übereinstimmende Optimismus der Autoren hinsichtlich des Weiterlebens alter Brauchumsformen, um das heute allenthalben gebangt wird. Er drückt sich pointiert in Löbers Schlußsatz aus: „De ahle Leu un de naue Wäg, den' fiehrt mr noa.“ (Den alten Leuten und den neuen Wegen, denen fährt man nach.)

Günter Schwesig

Dieter Lutz, *Volksbrauch und Sprache*. Die Benennung von Phänomenen der Winter- und Frühlingsbräuche Südwestdeutschlands (Veröffentlichungen des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, Reihe C: Volkskunde, Band 4) Silberburg-Verlag Werner Jäckh, Stuttgart 1966. DM 25,50.

Was sind Benennungen von Brauchphänomenen? Es sind nach Lutz „die Namen der Brauchgestalten, Bezeichnungen für Brauch- und Festzeiten, Begriffe für Brauchhandlungen und Benennungen für brauchmäßig verwendete Sachgüter“. Also ein derart umfangreiches Wortgut – von Lutz als „Brauchsprache“ definiert –, daß der Verfasser sein Thema zeitlich und räumlich abgrenzen mußte: Aus dem Brauchtum des Jahres wählte er den Abschnitt zwischen Martini und Invocavit und beschränkte sich hauptsächlich auf Belege aus Baden-Württemberg. Er holte sich diese Belege aus der volkskundlichen Literatur des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts, so daß das von ihm gesammelte Sprachgut also die Brauchverhältnisse dieses Zeitraums spiegelt. – Sein Material geht Lutz in funktioneller Betrachtungsweise an, d. h. er fragt, „welche Funktionen die Sprachgüter, die in Zusammenhang mit Sitte und Brauch stehen, im Rahmen des Volkslebens haben“. Er bleibt also nicht bei der äußeren Form des Wortes (Wortbildung, Etymologie) stehen, sondern sucht den psycho-sozialen Inhalt der Wörter aus, „einer Betrachtung der Benennungsmotive und Bedeutungsaussagen“ zu erschließen. – Ehe Lutz mit detaillierten Untersuchungen an diese Aufgabe herangeht, bietet er im ersten Teil des Buches seine Sammlung von Sprachgütern aus dem Mittwinter- und Vorfrühlingsbrauchtum Südwestdeutschlands in einer Art Wörterbuch dar, das durch ein Register (Verzeichnis brauchsprachlicher Wörter) noch ergänzt wird. Als Beispiele seien ein paar Begriffe daraus genannt: „Schellenmärte, Knöpflesnacht, Dampedei, Rollesel, Johanniswein, Kindlestag, Silvesterreiten, Krapfenzeche, Mutscheltag, Dreikönigswasser, Narrensamen, Fasnachtsbär, Golespringen, Funkschlagen“. Auch wer nicht ausgebildeter Sprachwissenschaftler oder Volkskundler ist, hat hier ein Nachschlagewerk zur Hand, das leicht benützlich ist und dabei die Fülle unsres Brauchtums in Stichwörtern ausbreitet.

Irmgard Hampp

Otto Zondler, *Unterwegs beobachtet und skizziert*, Verlag der Nürtinger Zeitung, Nürtingen 1968. DM 7,80.

Nürtingen kann sich glücklich schätzen, einen Zeitungsverlag zu besitzen, der es sich angelegen sein läßt, Büchlein örtlichen Bezugs herauszubringen. Auf Wilhelm Schicks „Nürtinger Erinnerungen“ (1958) und „Was mein einst war“ (1962) folgt nun Otto Zondlers Skizzenbuch. Es enthält 30 Skizzen, „Momentaufnahmen“ nicht eines Apparates, sondern eines Zeichners und Malers mit Herz und Sinn, der überall den „springenden Punkt“ erkennt, d. h. für die Darstellung Unwesentliches wegläßt und Wesentliches hervorhebt. Nirgendwo begegnet man etwas Gesuchtem. Die Motive sind aus dem Alltag genommen und atmen Ursprünglichkeit und Frische. Manches erinnert an Zille. Nirgendwo auch tritt eine inhaltliche Absicht zutage, alles teilt sich in der Sprache der künstlerischen Mittel mit. Die Verwendung von den Motiven angemessenen, wahlverwandten Techniken ist für diese Skizzen bezeichnend. Bleistift, Feder, Filzschreiber, Kohle, Pinsel haben ihre eigentümliche Wirkung, ihre besondere Ausdrucksfähigkeit, von denen der Charakter des Bildes abhängt. Form und Gehalt stehen in einer lebendigen Wechselwirkung. Das macht die künstlerische Qualität dieser kleinen Arbeiten aus, die

auch in der Reproduktion zur Geltung kommt. Dem tun die Beischriften keinen Abbruch, die den Sinn eines jeden Bildes, oft in humorvoller Weise und in gutem Nürtinger Schwäbisch, bewußt machen. *A. Schab!*

Franz Wenk, Wanderungen in der Umgebung von Isny im Allgäu, Schmid und Schulz oHG, Druck und Grafik Isny, 77 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Profilen und 1 Übersichtskarte.

Jeder Teilnehmer der diesjährigen „Allgäuer Tage“ hat das kleine Büchlein kennen- und schätzengelernt. In anschaulicher Weise werden hier die Landschaft und ihre Entstehung, ihr geologischer Aufbau, die Einflüsse der Eiszeiten und auch die Entwicklung der heutigen Pflanzenwelt dargestellt. Besonders wertvoll sind Vorschläge für kürzere und längere Spaziergänge und Wanderungen, wobei Landschaftsformen und ihre Bedeutung ebenso besprochen werden wie die Einflüsse des Klimas, die Flüsse und eigenartigen Quelltöpfe, die Seen und Weiher, Moose und Riede und nicht zuletzt Wälder der Adelegg und der Moore. Vortrefflich sind die Schilderungen der verschiedenen Pflanzengesellschaften der Wälder, Weiden, Wiesen und Moore, sie bieten eine gute Einführung in die Flora der Isnyer Umgebung. Das kleine, aber inhaltsreiche Werk kann ohne Vorbehalt empfohlen werden. *Helmut Schönmannsgruber*

Jahrbuch für Ostdeutsche Volkskunde. Im Auftrag der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Dt. Gesellschaft f. Volkskunde hrsg. von Alfons Perlick, Bd. VII, (1962/63), 272 S.; Elwert-Verlag Marburg-Lahn, DM 33,-.

Mit der Umbenennung der bisherigen „Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen“ in „Kommission für Ostdeutsche Volkskunde“ ging Hand in Hand die Umbenennung ihres Organs, nämlich des bisherigen „Jahrbuchs für Volkskunde der Heimatvertriebenen“ in „Jahrbuch für Ostdeutsche Volkskunde“. Die Namensänderung brachte zugleich eine Ausweitung der Zielsetzung des Jahrbuchs: neben den Anliegen der Heimatvertriebenen sollen vor allem Zusammenhänge deutscher Volkskultur in Ost- und Südosteuropa behandelt werden.

Unter den Untersuchungen und Studien des ersten Teils warten zwei Beiträge leider nur mit bloßem Sammelmaterial auf: *Eugen Bonomi*, Die Spitznamen von Pesthidegkut und Solymár bei Budapest; *Karl Horak*, Totenlieder aus Gaidel (Slowakei). Die Auswertung eines Beitrags von *Franz Krins* „Zur Geschichte der Ostpreußen-Vereine in Nordrhein-Westfalen“ ging in Band VI voraus. Drei weitere Beiträge des ersten Teils beschäftigen sich mit der Geschichte deutschen Kulturgutes östlich der Oder. *Erhard Riemann* stellt mit der „Tracht der Elbinger Höhe“ eine der letzten Volkstrachten des deutschen Nordostens vor. Er wertet ihre Übereinstimmung hinsichtlich der Grundbestandteile mit den übrigen Trachten Ostpreußens im 19. Jahrhundert als Beleg dafür, wie sehr die verschiedenen Elemente der Volkskunst innerhalb der Vielfalt der Siedler wieder zu einheitlichen Kulturformen eines neuen deutschen Volksstammes verschmolzen seien. – Der Beitrag von *Otto Heike* über „Die stammliche Herkunft und die Sprache der Deutschen in Lodz“ versucht, an Hand von Einwanderungs- und Bevölkerungsstatistik einerseits und einem knappen Überblick über das Siedlungs- und Gemeinschaftsleben der zugewanderten Deutschen andererseits, die lebendige Sprachpflege in dieser deutschen Sprachinsel über 125 Jahre hinweg bis 1939 zu charakterisieren. – *Hans Peter Althaus* berichtet über „Landsknechtssprache und Rot-

welsch in Schlesien“ und weist auf den Identitätszusammenhang zwischen der Soldatensprache und der Sprache der Bettler und Fahrenden hin. Folgerichtig fügt er dem Literaturbeispiel von 1652, Wencel Scherffers „Teutscher Ordonantz“, gleich ein Glossar für die rotwelschen Wendungen an. Interesse verdient die herausgearbeitete These, daß die heutige Soldatensprache nicht das Ergebnis einer kontinuierlichen Entwicklung ist, ja, mit der Landsknechtssprache kaum mehr etwas gemein hat. – In einem weiteren Aufsatz wird von *Josef Lanz* über „Ton- und Brotteigkrippen im Sudetenland“ berichtet, einem Zweig des Krippenbaus, den die Krippenforschung bislang vernachlässigt habe. Er geht auf die besondere Situation der Entstehung ein, die zu massenweiser Produktion in Ton, Porzellan, Gips und Brotteigmasse führte, wobei aber auch bis in die heutige Zeit kunstvolle Einzel Exemplare hervorgebracht wurden.

Tragender Artikel des vorliegenden Jahrbuchs ist *Herbert Schwedts* Untersuchung über „Heimatvertriebene in Großstadtsiedlungen“. Schon in Bd. IV des Jahrbuchs (1958) wurde ein erster Ansatz des Verfassers zu diesem Thema abgedruckt. Inzwischen konnte dieser Komplex durch Schwedt in einer vielbeachteten Dissertation genauer analysiert werden; auf ihren Ergebnissen baut der vorliegende Artikel auf. Am Anfang steht die Frage nach dem Verbleib des kulturellen Erbes der Heimatvertriebenen. Die Großstadtsiedlung als Inbegriff der von Grund auf neuen Umgebung soll als extremes Untersuchungsfeld dienen, allerdings mit heute ziemlich gleichen Voraussetzungen für heimatvertriebene wie einheimische Bewohner. Kann allein schon die Struktur einer solchen Siedlung eine direkte Auswirkung auf die Bildung einer neuen Wohngemeinschaft haben – fördernd oder hindernd? Schwedt geht dieser Frage an drei Beispielen Stuttgarter Stadtrandbesiedlung (Giebel, Rotweg, Büsnau) nach und stellt ihre Entstehungsgeschichte, ihre architektonische Raumordnung sowie die landsmannschaftliche und soziale Zusammensetzung ihrer Bewohner im Vergleich dar. Die Untersuchungen bestätigen die vom Verfasser zitierte These des amerikanischen Soziologen Perry, wonach diejenige Siedlungsstruktur die besten Bedingungen für ein spontanes Gemeinschaftsleben der Bewohner bietet, die eine Vereinigung von Ungleichartigen („mixed neighborhood“) darstelle. Das Wohngebiet im Giebel kommt dem Leitbild am nächsten: mit seinen sechs heterogenen, aber auf ein Zentrum bezogenen Teilen bietet es eine überschaubare Wohnordnung, zu der auch der Heimatvertriebene eine neue Verbundenheit entwickeln kann. Dies zeigt sich in der großen Zahl der Bürger- und Jugendvereine, wo kulturelles Erbe zum Austausch kommt, und in der tätigen Selbstverantwortlichkeit der Bewohner für ihr Wohngebiet. – Im Berichtsteil des Jahrbuchs gibt *Arthur Zobel* einen Überblick über die Forschungsarbeit an Flurnamen in ganz Deutschland, ihren Umfang und ihre Methoden in den einzelnen Ländern, ihre Archive und ihre Fachzeitschriften. Anschließend gibt der Herausgeber einen Bericht über Bestand und Neueingänge im Ostdeutschen Volkskunde-Archiv in Nordrhein-Westfalen. Ergänzt wird der Band schließlich durch eine umfangreiche, wohlgeordnete Bibliographie zur Gottscheer Volkskunde von *Maria Kundegraber*. *Günter Schwesig*

Verborgener Reichtum, Bilder aus der Welt stiller Menschen, Band II, Ernst Franz-Verlag Metzingen 1966. DM 6,50.

Der Verlag läßt dem 1. Band, der inzwischen in 7. Auflage erschien, einen 2. folgen, der weitere Auflagen erleben wird. Er übertrifft den 1. Band darin, daß die in

ihm enthaltenen Biographien noch tiefer in das religiöse Volksleben der Vergangenheit führen, das im Pietismus wurzelt. Dies deshalb, weil sie um einen Grad nüchterner, sachlicher und darum überzeugender anmuten. Auch diesmal geht es um die Schilderung einfacher Menschen, die ihr Leben unter die göttliche Führung stellten, in Jesus Christus ihren Herrn erkannten und ihm, manchmal vielleicht in gesetzlicher Verhärtung, nachzufolgen suchten. Dabei ergeben sich zugleich packende Zeitbilder. Während uns im 1. Band der Schneiderhannes von Denkendorf begegnete, dazu der Schulmeister Klett aus Stockach bei Tübingen, Anna Maria Bälz von Weil im Schönbuch, das Ameile aus Hebsack, d'Bas' Schmiede aus Weilheim u. T. und der Eberle von Zell, treten nun der Schulmeister Kolb von Dagersheim, der Glemsermarte aus Glems, der Karle von Beuren, Schultheiß Klass von Beuren, der Hansmartin von Mägerkingen, das Regele von Sommenhardt und Christian Gollmer vor unsere geistigen Augen. Man darf hier nicht nach Literatur und Quellen fragen. Vieles beruht auf mündlicher Überlieferung und ist gerade darin, daß es „Sage“ ist, wertvoll. Anderes wieder ruht auf guter schriftlicher Überlieferung. Alles in allem ergeben sich ergreifende Lebensbilder von ausgesprochenem Zeugen-Charakter. *A. Schabl*

Julius Roessle, Von Bengel bis Blumhardt, Gestalten und Bilder aus der Geschichte des schwäbischen Pietismus, Ernst Franz-Verlag Metzingen, 4. Auflage 1966. DM 12,80.

Es gibt wohl zur Zeit kein besseres Buch, um sich in das Geistesleben des schwäbischen Pietismus einzuarbeiten, als dieses. Es ist mit großem Wissen und von einem festen Glaubensstandpunkt aus geschrieben. So kann es gleichzeitig bereichern und erbauen. Es tut gut, innezuwerden, daß Württemberg auch die Heimat von Menschen war, die aus der Fülle des Lebens in Gott schöpften, wie es sich in der Schrift erschließt. In über 400 Seiten werden die Kurzbiographien einer Reihe von geistesmächtigen Männern gegeben, angefangen bei Johann Reinhard Hedinger (1664–1704) bis Johann Christoph Blumhardt (1805–1880), darunter auch von Johann Albrecht Bengel, Philipp Friedrich Hiller – dem Liederdichter des schwäbischen Pietismus –, Friedrich Christoph Oetinger, Philipp Matthäus und Johann Michael Hahn, Johann Jakob Moser, Ludwig Hofacker, Albert Knapp, Christian Gottlob Barth und anderen mehr. Das Literaturverzeichnis bietet eine gute Möglichkeit der Erweiterung und Vertiefung des Wissens. *A. Schabl*

Die Mayser aus den Donaustädten Riedlingen und Ulm in Württemberg. Die Geschlechterfolgen und zugleich eine Chronik der beiden Familienstämme bis in die Gegenwart. Als Manuskript herausgegeben von Josef Mayser, München 1959 ff.

Von dem als Fotodruck erschienenen Werk (zu beziehen vom Verfasser, 8 München 54, Fasanerie-Nord, Mochstraße 38) behandelt der erste Teil die Mayser aus Riedlingen. Nach einer Aufzählung der Namensvorkommen in älterer Zeit und der Deutung des Familiennamens werden die Nachkommen des bei der Taufe eines Sohnes am 5. 5. 1594 in Riedlingen erstmals genannten Jerg Meißer dargestellt, die sich mit halb Riedlingen versippten, aber nach 350 Jahren im Mannesstamme in der Donaustadt selbst ausgestorben sind. Das im 17. und 18. Jahrhundert recht seßhafte Geschlecht entsendet im 19. seine Söhne nach anderen Orten Deutschlands, wo sie Zweige in Mengen, Laudenschbach, Ehingen a. D., Bruchsal, Stuttgart, Göppingen,

Neuß und Biberach gründen, die zum Teil heute noch blühen. Andere sind in die Schweiz, nach Österreich, Ungarn und vor allem nach Nord- und Südamerika (wo in Bolivien schon die 3. Generation lebt) ausgewandert.

Im zweiten Teil sind die Mayser in und aus Ulm dargestellt. Sie stammen aus Klosters im Prätigau (Graubünden) und lassen sich mit den Riedlinger Namensträgern nicht in einen genealogischen Zusammenhang bringen. Von den Kindern des Bauern Peter Maiser in Klosters wanderten vier in die Ulmer Gegend aus. Der Sohn Hans, der im ulmischen Dorf Holzschwang gelernt hatte, erhielt 1665 einen Lehrbrief und verheiratete sich 1668 in Oberholzheim, wo sich seine Nachkommen, die in dem Buch nicht weiter verfolgt werden, bis in die Gegenwart nachweisen lassen. Seine Schwestern Maria und Katharina kamen ebenfalls nach Oberholzheim, wo sie 1670 und 1674 heirateten. Der jüngste Bruder, Kilian, erhielt am 24. 11. 1679 als Tagwerker und Strohschneider im Ulmer Spital das Bürgerrecht in der Reichsstadt Ulm und wurde der Stammvater der Ulmer Linie. Kilians Sohn und Enkel waren im städtischen Ziegelstadel tätig, der Urenkel Peter Mayser (1742–1827) war seit 1791 Storchenwirt in Ulm und wurde der Ahnherr des zu Wohlstand und Einfluß gelangten Bierbrauerzweigs der Familie, dem ein besonderes Kapitel des Buches gewidmet ist. Peters Urenkel Heinrich Mayser (1863–1930) und dessen Sohn Hermann (1889–1945) haben sich als Direktoren der „Ulmer Brauerei-Gesellschaft“ einen Namen gemacht.

Im „Storchen“ hatte auch die Ulmer Hutmacherzunft ihren Sitz und so wundert es uns nicht, daß einer von Peters Söhnen, Johann Leonhard (1775–1839), Hutmacher wurde. Die von ihm im Jahre 1800 gegründete Mayser'sche Hutfabrik erlangte europäische Berühmtheit. In vier Generationen blieb sie bis 1918 im Familienbesitz. Der Enkel des Gründers, Friedrich Mayser (1840–1907), Kommerzienrat in Ulm, vertrat von 1894 bis 1906 seine Vaterstadt im württembergischen Landtag. Sowohl vom Hutmacherzweig wie auch von den anderen Ulmer Mayser sind Angehörige in andere Orte abgewandert und haben dort Familien gegründet, die in dem Buch ebenfalls behandelt sind.

Hervorzuheben ist, daß der Verfasser sich nicht auf die Angabe der Namen und Daten beschränkt. Er läßt in Auszügen aus den Stadtchroniken die Umwelt der Mayser lebendig werden, er zeigt Familienbilder, Stadtansichten, Häuser, Familienwappen und berichtet aus Ratsprotokollen, Zeitungsartikeln und Familienpapieren über die Schicksale der einzelnen. Die Darstellungen zur Geschichte schwäbischer Familien haben mit dieser fleißigen Arbeit eine wertvolle Bereicherung erfahren.

H. U. v. Ruepprecht

Die Ablandschaft zwischen Rosenstein und Wasserberg. Jahreshefte für Karst- und Höhlenkunde, Heft 6, XX und 192 Seiten, 72 Abb., 8 Beilagen. Fr. Mangold'sche Buchhandlung Blaubeuren, 1966.

Im Rahmen der verdienstvollen Reihe des Verbandes der Deutschen Höhlen- und Karstforscher e. V., München, erschien nach dem Heft 1 (1960), das Karst und Höhlen im Gebiet von Brenz und Lone behandelte und Heft 4 (1963), das vom Wasser und den Höhlen der mittleren Schwäbischen Alb berichtete, nun Heft 6, das uns hineinführt in den interessanten Abschnitt zwischen Wasserberg und Rosenstein.

Eine bunte Vielfalt gut fundierter Beiträge bietet das neue Heft. Eingangs wird über die Entstehung der heutigen Landschaft mit den Großformen des Rems- und Filstales, der Liasplatten, des Braunjurahügellandes und

der eigentlichen Alb berichtet. Ausgezeichnet ist der Abschnitt über den Schichtenaufbau, der weitgehend auf neueren Untersuchungen basiert und auch dem geologisch weniger Bewanderten eine gute Hilfe leistet.

Eine aktuelle Bedeutung besitzen Abschnitte über die Altersfrage der Verkarstung und deren Phänomene, wobei man besonders die einprägsamen Photos hervorheben muß. Sehr gut sind die Einzelbeschreibungen einiger Höhlen. Das in unserer Heimat nur an wenigen Stellen in dieser Richtung untersuchte Klima wird in seiner Einwirkung auf die Landschaftsformen bei einem klima-morphologischen Vergleich zwischen Rauher Wiese und Battenau außerordentlich klar dargestellt.

Erdfälle und Moorstellen, die Geologie der Karstquellen, der Einfluß der Verkarstung auf die Gewässer am Nordrand der Schwäb. Alb sind Themen weiterer Abschnitte. Sommerwildwässer und Extremabflüsse bei raschem Abtauen über gefrorenem Boden erfordern wegen der möglichen Gefahren wirksame wasserwirtschaftliche Maßnahmen, z. B. den Bau von Rückhaltebecken. Historisch bedeutsam ist ein Beitrag über die Entstehung der Wasserversorgungsanlagen auf der östlichen Alb.

Mit großer Sorgfalt wird die neuentdeckte Aufhausener Höhle beschrieben, in welcher reiche Funde der Tierwelt der mittleren Würmeiszeit gemacht wurden, Knochen von Mammut, Wollnashorn, Rentier, Wildpferd, Riesenhirsch, Wisent, Wolf, Hyäne und Löwe. Besonders Jungtiere stürzten in diese Schachthöhle und kamen dort um. Manches Problem ihrer Lebensweise wartet noch auf eine Klärung.

Wichtig sind auch neuere Erkenntnisse über Flora und Fauna der Höhlen der Schwäbischen Alb, deren botanische und zoologische Erforschung eingehend dargestellt wird, manch bekannter Forschername Württembergs wird hier erwähnt: Quenstedt, F. v. Leydig, D. F. Weinland, D. Geyer, K. Lampert, W. Kreh.

Die Bedeutung Franz Kellers, des Heubacher Arztes und Heimatforschers, eines Originals seiner Zeit, für die Erforschung der „Kleinen und Großen Scheuer“ und der vorgeschichtlichen Wälle auf dem Rosenstein wird eingehend gewürdigt.

Bedeutsam ist eine grundlegende Arbeit über schutzwürdige und schutzbedürftige Landschaft zwischen Rosenstein, Hohenstaufen und Wasserberg. Ausgezeichnete Landschaftsaufnahmen verdeutlichen die Schönheit dieses Teils unserer Heimat.

Daß auch Sagen von Schätzen, geheimen Gängen, von den Mächten des Lichtes und der Finsternis und von der Kraft des Quecksilbers nicht fehlen, rundet das bunte Bild der Vielfalt dieses Heftes, das in Beilagen durch Höhlenaufrisse und -querschnitte und eine karst- und höhlenkundliche Karte 1:50 000 ergänzt wird, wobei die Eintragung aller bis 1966 gesicherten Landschaftsschutzgebiete und Naturdenkmale von praktischem Wert für jeden Natur- und Heimatfreund ist.

Helmut Schönamsgruber

Reinhard Grün, Sternsinger – einst und jetzt. Aus der Geschichte des Brauchtums um den Dreikönigstag mit Berücksichtigung der Freiburger Verhältnisse. Verlag C. M. Neukirchen, Freiburg i. Br. 1967. 88 Seiten. DM 3,50.

Wie in Freiburg, so ist auch in Stuttgart und anderen Orten unseres Landes nach dem zweiten Weltkrieg der Brauch des Sternsingers in den Tagen um Dreikönig wieder aufgelebt oder neu eingeführt worden. Während andernorts die Initiative häufig von Heimatvertriebenen ausging, war es in Freiburg der angestammte „Männerchor Concordia 1854“, der 1947 eine Sternsingerabteilung gründete. Einer der Concordianer, Konrektor i. R.

Reinhard Grün, ist der Geschichte des Freiburger Sternsingers nachgegangen und legt nun das Ergebnis seiner Bemühungen in einer Broschüre vor. Der Reiz dieses Bändchens liegt nicht zuletzt in der Wiedergabe historischer Darstellungen von Dreikönigsbräuchen, denen zahlreiche Aufnahmen aus neuester Zeit gegenüberstehen. Wie in den Bildern, so werden auch im Text Vergangenheit und Gegenwart konfrontiert. Ein erstes Kapitel ist der geschichtlichen Entwicklung vom Mysterienspiel zum Sternsingen gewidmet, ein zweites dem Dreikönigsbrauch in heutiger Zeit. Die Freiburger Verhältnisse stehen zwar im Vordergrund, doch wird im historischen Teil der ganze deutsche Sprachraum einbezogen, so daß das Büchlein für jeden ganz interessant ist, der sich über das Sternsingen am 6. Januar Gedanken macht und Näheres darüber wissen möchte.

Irmgard Hampp

Johann Baptist Pflug, Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens. Die Erinnerungen des schwäbischen Malers aus den Jahren 1780 bis 1840. Neu herausgegeben von Max Zengerle. Anton H. Konrad-Verlag Weißenhorn 1966. DM 28,-.

Johann Baptist Pflugs bildliche Schilderungen oberschwäbischen Volkslebens zwischen 1800 und 1840 und seine „Erinnerungen eines Schwaben“, Zeit- und Sittenbilder des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts, die J. E. Günthert sammelte und herausgab, sind wohl bekannt. Sie besitzen heute noch unverminderten Quellenwert. Wer Land und Leute Oberschwabens jener Zeit kennenlernen will, muß aus ihnen schöpfen. Belehrung und Anschauung verbinden sich dabei in packender Weise. Daß dies gerade in der vorliegenden Ausgabe geschieht, ist zunächst das Verdienst des Verlages, der dem Textteil des breitformatigen Buches 60 Abbildungen in Schwarzweiß und 17 Farbtafeln, dazu weitere Abbildungen im Text beigegeben hat. Die dadurch ermöglichte Verbindung von Bild und Text ist allein ein Geschenk für die Freunde Oberschwabens. Indessen, wie viele Fragen bleiben bei der Betrachtung der Bilder, der Lesung des Textes offen! Dieser oder jener geschilderte Brauch, die wiedergegebene Umwelt überhaupt sind uns heute fremd geworden; die auftretenden Personen bleiben unbekannt usw. Max Zengerle hat daraufhin Bilder und Text durchgesehen und jene Fragen gewissenhaft und kenntnisreich beantwortet. Dies geschieht in 70 Seiten Anmerkungen. Damit wird eine Brücke geschlagen, welche die Verbindung zwischen Johann Baptist Pflug und seiner Welt auf der einen Seite und uns auf der anderen ermöglicht. Hierin beruht nicht zuletzt der allgemein volksbildende Wert dieser Veröffentlichung. Der Band wird für jeden, der Oberschwaben liebt und noch besser kennenlernen will, ein immer wieder beglückender Besitz sein.

A. Schabl

Die Reichsabtei Elchingen. Ihr Bild im Wandel der Jahrhunderte, von Anton H. Konrad. Anton H. Konrad-Verlag Weißenhorn 1965. DM 12,80.

Das Werk umfaßt 39 Seiten, darunter 20 Seiten ausgezeichneter Bildtafeln und 2 Farbtafeln. Der Text behandelt die teilweise abgebildeten alten Ansichten des Klosters Elchingen, die im Katalogteil aufgeführt sind. Dabei ergeben sich wichtige Aufschlüsse über Anlage und Baugeschichte sowie überraschende Einblicke in das Zeitgeschehen. Der Fleiß, mit dem alles einschlägige Material zusammengetragen wurde, und die Genauigkeit der Beschreibung und Behandlung machen diese Arbeit zu einem wertvollen Beitrag zu der Kenntnis der oberschwäbischen Reichsabteien.

A. Schabl

Kunstführer des Anton H. Konrad-Verlags Weißenhorn: Witzighausen, Pfarrkirche und Wallfahrtskirche Mariae Geburt, von Anton H. Konrad, 1962, DM 0,80; Stetten ob Lontal, Pfarrkirche und Wallfahrtskirche, von Anton H. Konrad, 1962, DM 0,80; Wullenstetten, Pfarrkirche Mariae Verkündigung, mit Illerzell, Pfarrkirche St. Ulrich, und Hittstetten, Filiationkapelle St. Leonhard, von Jos. Matzke und Anton H. Konrad, 1962, DM 0,80; Iller-eichen-Altenstadt, Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt, mit Altenstadt, Filiationkirche Mariae Geburt, und Filzingen, Filiationkirche St. Martin, von Anton H. Konrad, 1962, DM 1,-; Erbach, Pfarrkirche St. Martin, von Anton H. Konrad, 1962, DM 1,-; Roggenburg, Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt (ehem. Prämonstratenserabteikirche), von Adolf Herrmann, 1962, DM 0,80; Gestratz, Pfarrkirche St. Gallus, von Anton H. Konrad und Karl Ludwig Dasser, 1963, DM 1,-; Ingstetten, Filiationkirche St. Agatha, und Meßhofen, Filiationkirche St. Cosmas und Damian, von Anton H. Konrad, 1963, DM 1,-; Holzschwang, ev. Pfarrkirche St. Georg, und Hausen, ev. Filiationkirche St. Ulrich, von Reinhard Wortmann, 1964, DM -80; Kadeltshofen, Pfarrkirche St. Michael, von Jos. Matzke und Anton H. Konrad, 1965, DM 1,-; Holzheim, Pfarrkirche St. Martin, und Sebastianskapelle Holzheim, von J. Schöttl, 1966, DM 1,50; Oberelchingen, Pfarrkirche St. Peter und Paul (ehem. Benediktinerabteikirche), von Anton H. Konrad und Jos. Matzke, 1966, DM 1,50. In größerem Format: Die Pfarrkirche St. Stephan in Pfaffenhausen, von J. Schöttl, 1965, DM 1,50; Die ehem. Minoritenkirche Mariae Himmelfahrt in Maichingen, von Jos. Hopfenzitz, 1966, DM 1,50. Zuverlässige Texte und ausgezeichnete Bebilderung, dazu genaue Quellen- und Literaturangaben machen diese Kirchenführer zu kleinen wertvollen Monographien, auf die weder der Kunstreisende noch der Kunstwissenschaftler verzichten kann. *A. Schabl*

Heino Gehrts, Das Mädchen von Orlach, Erlebnisse einer Besessenen. Ernst Klett-Verlag Stuttgart 1966. DM 28,50.

Was sich im Jahre 1832 in Orlach mit dem zwanzigjährigen Mädchen Magdalena Gronbach zutrug, wird vom Verfasser rundweg als „kathartisches Kultdrama“ bezeichnet, eine zunächst frappierende Bestimmung. Geht man dieser Bestimmung nach, so wird sie verständlich. Sie will zunächst besagen, daß sich das Mädchen, mit allen Begleiterscheinungen der Hysterie, von verschiedenen Fremdkörpern, die in ihre Seele eingedrungen waren, in einer Weise zu befreien suchte, die bis zur Auflösung des Selbst und Verlagerung des Ichs in einen weißen und einen schwarzen Geist, die so von ihr Besitz ergriffen, ging (Besessenheit). Dabei spielte das Trauma des drohenden Hauszusammenbruchs und die damit verbundene Kränkung des Vaterbildes eine nicht unwichtige Rolle: mit dem vom schwarzen Geist immer wieder geforderten Abbruch des alten Hauses zum Zwecke des Neubaus genest Magdalena. Auch die im Haus gelegten Brandsätze, den Stallspuk – so den der geflochtenen Kuhschwänze –, die Vision der Frösche auf dem Herd und zahlreiche andere Phänomene bringt Gehrts in sinnvoller Weise mit dem Krankheitsbild in Zusammenhang. Die Bezeichnung „Kult“-Drama rechtfertigt sich durch die von ihm angestellten Vergleiche mit primitiven Religionen, so des Schamanentums, wo im Mittelpunkt der Erlösungshandlung die Vorstellung des „Spiel oder stirb“ steht. Wichtig auch der Hinweis auf Jesus und die in seinem Namen vollzogenen Heilungen von Besessenen: die personale Lebensmacht des Gottessohnes duldet keine exzentrische Dämonen. Gehrts zog für seine Ar-

beit bisher unveröffentlichtes Material, das weit über Kerner hinausgeht, zu, so die damals geführten Tagebücher, Briefe, Akten und auch die mündliche Familienüberlieferung. Das ganz und gar nicht „spiritistische“, eher psychiatrisch engagierte Buch wird auch den Skeptiker befriedigen. *A. Schabl*

Kalender für den Heimatfreund

Schwäbischer Heimatkalender. In der Nachfolge Hans Reyhings und in Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund herausgegeben von *Karl Götz*. 80. Jahrgang 1969. W. Kohlhammer Verlag Stuttgart. 128 Seiten. DM 2,20.

Dieser Buchkalender bietet sich auch diesmal dem Heimatfreund als besinnlicher, treuer Begleiter durch das neue Jahr an. Das Kalendarium, das mit Monatsbildern des schwäbischen Malers Peter Jakob Schober geschmückt ist, bringt Monatsverse von Hans Reyhing, dem früheren langjährigen Herausgeber des Heimatkalenders, und – in fränkischer Mundart – von Fritzjakob Weller; Beschreibungen und Zeichnungen unserer wichtigsten Küchen- und Gewürzkräuter, Wetterregeln und Lostage. Im Text finden sich, bunt gemischt mit vielen schönen Bildern, belehrende Aufsätze, heitere und ernste Erzählungen, Gedichte in Hochdeutsch und in alemannischer, fränkischer und schwäbischer Mundart, Schwänke, Sprichwörter. Wir hören vom Entstehen unseres Landes Baden-Württemberg, von unseren schwäbischen Bädern und Mineralquellen, den Herren von Zimmern und von der Bodensee-Wasserversorgung. Altvertraute Namen begegnen uns: Schubart, Mörike, Justinus Kerner, Johann Peter Hebel, August Lämmle, Wilhelm Schussen; unter den Lebenden Paul Wanner, Willy Baur, Karl Hötzer, Johannes Schmid, Wilhelm Schloz, Franz Georg Brustgi, Martha Arnold u. a. Für alt und jung bietet der Heimatkalender Nachdenkliches und Belustigendes in reicher Fülle; er kann zu stiller Einkehr mahnen in der Hetze unserer Tage und sollte deshalb in keinem Hause fehlen.

An Abreißkalendern seien unseren Lesern die Kalender des Verlags Weinbrenner u. Söhne, Stuttgart, warm empfohlen. Da ist zunächst der *Schwabenkalender 1969* (DM 8,20); auf 12 farbigen und 42 Schwarzweißbildern bietet er einen stimmungsvollen Einblick in Natur und Volkstum unserer Heimat vom Hohenloher Land bis zum Bodensee, vom Schwarzwald bis zum Härtsfeld. Trefflich ausgesuchte Aufnahmen zeigen uns vielfach unbekannte Landschaften und wenig beachtete Baudenkmäler, und wo bekanntere Motive gewählt sind, erscheinen sie unter neuen Aspekten. – Der Großbildkalender *Süddeutschland 1969* (DM 9,20) bringt 12 Bilder in schönen Vierfarbdrucken aus den Reiseländern Baden-Württemberg und Bayern. Das Titelblatt zeigt Schloß Linderhof, durch das Jahr geleiten Bilder vom Kaiserstuhl bis zum Bayerischen Wald, von Mannheim bis zur Schlegelalm bei Bad Reichenhall. Kalendarium und ausführliche Erläuterungen sind von den Bildern getrennt und leicht abnehmbar, so daß ein Bildband von bleibendem Wert entsteht. – In gleicher hervorragender Ausstattung liegt der Kalender *Deutsche Landschaften und Städte 1969* (DM 9,20) vor. Die Motive sind aus der ganzen Bundesrepublik ausgewählt. Vom Rathaus in Aachen wandern wir im Lauf des Jahres über das winterliche Bergische Land, den Marktplatz in Bremen, das Nahestädtchen Bad Kreuznach, den Bodensee, die Wilhelmshöhe bei Kassel, den romantischen Titisee, das Teufelsmoor bei Worpssede, Schloß Augustusburg bei Brühl, das Ulmer Rathaus zum Wettersteingebirge. Die Kalender eignen sich trefflich als Weihnachtsgeschenke. *O. Rühle*

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Allgäuer Tage

Ferienwoche, 27. Juli bis 3. August, in Isny

Man könnte den Sinn des Eröffnungsvortrages von Landrat Dr. Münch mit seinen eigenen Worten so formulieren: „Unser Heimatraum darf keine Herberge zur Heimat werden, es gilt vielmehr, ein Haus zu bauen, in dem gut wohnen, gut arbeiten und gut leben ist.“ „Heimat“ in diesem Sinne ist allerdings kein fester Besitz, auf dem man sich zur Ruhe setzen kann, sondern etwas, das ununterbrochen verwirklicht werden muß, weil die Umwelt fortlaufend an die Entwicklung des Menschen anzupassen ist, damit sie die seine sei, er sich darin wohl fühle und zu Hause wisse, und dies materiell und ideell.

Also keine Flucht in die Vergangenheit, sondern Meisterung der Zukunft! Gerade in dieser Verbindung darf man die viel zu wenig bekannten Worte in Erinnerung bringen, mit denen der Schwäbische Heimatbund in seinem Werbeblatt für den Beitritt wirbt. Sie geben besser als der längst überholte § 2 der Satzung die Verantwortung wieder, aus der hier seit 1950 gehandelt wird: „Der Schwäbische Heimatbund will, vorwiegend innerhalb der Grenzen von Württemberg und Hohenzollern, die Kenntnis der Heimat nach Natur und Landschaft, Volkstum, Geschichte, Kunst und Kultur ausbreiten und vertiefen, darüber hinaus aber auch alles, was heute entsteht, danach befragen, in welchem Sinne es künftigen Geschlechtern Heimat sein wird. Er erblickt in der Heimat nicht nur das Land der Väter, sondern auch das der Kinder. Er sucht das Gewordene zu verstehen und zu hegen, aber auch an der künftigen Gestalt der Heimat mitzuwirken und möchte im Zeichen des Heimatgedankens die überlieferten Ordnungen und ihre Werte mit den Formen und Inhalten des gegenwärtigen und des künftigen Lebens in Verbindung bringen. Er erkennt, daß Heimatpflege in allen ihren Teilgebieten eine Lebensfrage ist für unser Volk.“

Es gab bei den oft sarkastischen Bemerkungen von Landrat Dr. Münch manches zu lächeln und auch zu lachen. Möchten die Anwesenden darüber den Ernst nicht überhört haben, der aus seinen Worten sprach. Wenn irgend-

wann und irgendwo, so wurde am 27. Juli dieses Jahres im Rokokoraum des Refektoriums des ehemaligen Benediktinerklosters Isny von einem Praktiker der höheren Verwaltung die spannungsvolle Problematik wahrer Heimatpflege umrissen. Der Vortrag war im Grunde die Antwort auf den, bezüglich der Heimat gesprochenen, Fragesatz: „Wie soll ein solcher Wert, der teuer wird, wenn man ihn verloren hat, uns für die Zukunft befruchten?“ Wem Vergangenheit und Zukunft gleichermaßen zur Geschichte gehört als Inbegriff dessen, was geschah, geschieht und noch geschehen wird, für den geht es nicht allein um den „zärtlichen Umgang mit der Vergangenheit“ und ein inniges Leben aus der Erinnerung, sondern auch darum, die Aufgaben der Gestaltung des künftigen Lebensraumes zu erkennen und zu lösen. Als beispielhaft führte der Vortragende an, daß zur gleichen Zeit, als man in Oberschwaben an Landesplanung und Raumordnung überregionaler Art ging, es zur Gründung des Bundes für Naturschutz in Oberschwaben kam. Es geht nicht nur darum, Schatzkammern kostbarer Erinnerung zu erhalten, so hörte man, es geht auch um die Gewinnung neuer Welten. „Hilflosigkeit gegenüber moderner Kunst sollte nicht zum Motiv der Denkmalpflege werden.“ Ferien auf dem Bauernhof dürften nicht von der Erkenntnis abhalten, daß die meisten dieser Bauernhöfe überholt und erneuerungsbedürftig sind, sofern sie künftigen Geschlechtern Heimat sein sollen. Und auch das schöne Isny kann auf eine Sanierung seiner Altstadt nicht verzichten, wenn diese nicht veröden soll (manche dachten wohl später an diesen Satz, als sie eine herrliche gotische Balkendecke in dem verkommenen Biartschen Haus erblickten). Und auch damit ist es nicht getan, zwischen Ried und Wald, Kapelle und Schloß etwas von dem Wesen Oberschwabens zu erfahren oder das „Himmelreich des Barocks“ zu genießen („300 Tage Ablauf für 2 Tage Aufenthalt“), sondern man muß gewahr werden, daß überall künftige Heimat beginnen will, beginnen muß und auch schon begonnen hat. Dazu gehört auch die Verwendung des ehemaligen Benediktinerklo-

sters Isny als Pflegeheim der Stadt Stuttgart oder die Benützung des Neutrauchburger Schlosses für Gesehnde und Kurbedürftige oder das Versehrtenheim und die Heimstiftung Siloah in Isny. Oder: das Moor dient heute Kurzwecken und damit der Heilung Ungezählter; sogar die Moosfürsten (Beiname der Fürsten von Waldburg) seien zu Kur-Fürsten geworden, wurde im Blick auf die Eröffnung eines waldburgischen Sanatoriums in Bad Wurzach bemerkt: Einschneidende Wandlungen und Veränderungen zeichnen sich ab: das Schicksal des Allgäus als Milchwirtschaftsland ist fragwürdig geworden. Die Zahl der Kühe „mit dem seelenvollen Blick“ muß abnehmen; man braucht ihre Milch und die daraus gewonnene Butter und auch den Käse im Rahmen der EWG nicht in dem Maße wie bisher. Die kleineren Bauernstellen werden schrumpfen. Die großen Höfe bedürfen weiterer Intensivierung der Bewirtschaftungsformen und der Rationalisierung des Betriebs. „Landflucht ist nötig“ hörte man. Der Bauer hat hierzuland nur einen Sohn, dem er den Hof übergibt; die anderen Kinder müssen etwas lernen und ihr Brot irgendwo zu verdienen suchen. Neue Existenzmöglichkeiten für die nicht in der Landwirtschaft Tätigen sind zu schaffen, wenn man der Abwanderung entgegenwirken und dem Pendlertum steuern will. Und auch das Leben auf dem Land selbst ist nicht mehr „Heimat“, wenn nicht am Ort zentraler Landgemeinden Sportplätze und Schwimmbäder neben Kirchen und Schulen treten. All dies und noch viel mehr gehört zur lebendigen Heimat, zur Heimat in der Wandlung.

Lebhafter Beifall dankte diesen, spontan und impulsiv vorgetragenen Darlegungen. Zuvor hatte Baudirektor a. D. W. Kittel als Vorsitzender die Anwesenden begrüßt, unter denen man Fürst Paul von Quadt zu Wykradt und Isny, Stadtpfarrer Ortman, Altbürgermeister Heck und andere namhafte Vertreter der Isnyer Bürgerschaft gewahrte. Zugleich sprach er den Dank aus an alle an der Vorbereitung Beteiligten und Mitwirkenden, vornehmlich Georg Bader, den „getreuen Eckart“ der ganzen Veranstaltung. Bürgermeister Benk begrüßte seitens der Stadtgemeinde und gab der Freude darüber Ausdruck, daß sich der 1953 ausgesprochene Wunsch auf ein Wiedersehen erfüllt habe. Er bekannte sich zur Heimatpflege als dem Gebot der Stunde und dankte Landrat Dr. Münch als Vorkämpfer des Naturschutzes sowie den Landeskonservatoren Heck und Rieth als Denkmalpflegern. Den Teilnehmern der Ferienwoche überreichte er als Gabe der Stadt eine Mappe mit einschlägigem Schrifttum über Isny, darunter den geologisch und botanisch ausgerichteten „Wanderungen in der Umgebung von Isny im Allgäu“ von Franz Wenk.

Auch diesmal war es das Bestreben des Veranstalters gewesen, den besuchten Raum von den verschiedensten Seiten aus zu erschließen. Grundlegend waren Führungen und Vortrag von Dr. H. Schönamsgruber. Bei schönstem Wetter wanderte man über den Eschach-

weiher und den Ursersberg zur Großen und Kleinen Schwedenschanze (Wegsperre stiftkemptischer Bauern gegen die Schweden) nach Kreuztal-Eisenbach und weiter über die Schletteralp nach Großholzleute. Wer die Schletteralp von 1953 her kannte, bedauerte, daß dieser beliebte Stützpunkt für die Wanderungen zum Schwarzen Grat, offenbar aus Rücksicht auf die Jagd, dem Boden gleich gemacht worden war, und leider ist auch der Turm des Schwarzen Grats einem Feuer zum Opfer gefallen –! Allgemein wurde der Wunsch nach einer Wiederherstellung des Turms laut und der Errichtung eines der Schletteralp entsprechenden Wanderstützpunktes jenseits des Schwarzen Grats auf der Wenger Egg-Alp. Die zweite Wanderung galt zunächst dem Eistobel, in dem man sich längere Zeit aufhielt; dann ging es von Großholzleute die Obere Argen abwärts und zu den Achquellseen bei Isny. Schließlich besuchte man noch die Urseen bei Beuren mit Fetzach- und Taufachmoos und das Gründlenried bei Kißlegg. Überall war reichlich Gelegenheit zu geologischen und botanischen Beobachtungen und Erörterungen, wobei Oberstudienrat Georgii von Isny mitwirkte. Dr. Schönamsgruber hatte in einem einleitenden Vortrag die Grundlagen für das rechte Verständnis des Gesehenen geschaffen. Der Trog, der sich im Tertiär zwischen den sich aufwölbenden Alpen und der hinabgedrückten Juratafel bildete, wurde in wechselnder Folge von Süßwasser und Meer ausgefüllt und durch die einströmenden Schuttmassen eingeebnet (untere Meeresmolasse, untere Süßwassermolasse, obere Meeresmolasse, obere Süßwassermolasse). Hinzu kamen tektonische Vorgänge. Auch die aus verkittetem Geröll (Nagelfluh) und Sand bestehende Molasse (genannt nach molere = mahlen, also das Zermahlene) wurde gefaltet, nach Norden überschoben, teilweise auch gehoben und schräggestellt, so an der Adelegg und am Schwarzen Grat. Hinzu kamen Verwerfungen; an eine derselben knüpft sich die Bildung des von der Unteren Argen durchströmten Eistobels. Die dritte landschaftsbildende Kraft war die Eiszeit, und zwar sowohl die Rißeiszeit als auch – innerhalb eines von Südosten nach Nordwesten geschwungenen, Isny einschließenden, Bogens – die Würmeiszeit. Vom Eis umflossene Nunatakr, Drumlins – Erhebungen in der Streichrichtung des Eises aus dem Bereich der Grundmoräne –, und Oser – parallel zum Gletscher laufende Rücken –, sind heute noch in der Landschaft zu erkennen, um von den Grund-, Seiten- und Endmoränenzügen hier abzusehen. Auch die Gletschertöpfe des Eistobels gehören hierher. Die Wirkung der Erosion darf in dem regenreichen Gebiet des unteren Allgäu nicht vergessen werden. Der Tobelbildung mit all ihren Auswirkungen wie Gumpen- und Strudellöchern, die man im Eistobel studieren kann, ist in diesem Zusammenhang zu gedenken. Im Anschluß an eiszeitliche Schmelzwasserseen kam es zu Vermoorungen (Flachmooren und Hochmooren). Besonders eigenartig sind die Isnyer Achquellseen, die aus artesischem Wasser gespeist werden, das der Argen entstammen dürfte.

Isny selbst wurde den Teilnehmern durch Führungen und Vorträge nahegebracht. Stadtpfarrer Ortman sprach in der ehemaligen Benediktinerklosterkirche St. Georg über deren Kunst- und Baugeschichte und zeigte kostbare Geräte und Paramente. Dr. Schahl stellte die evangelische Pfarrkirche St. Nikolaus (Nikolaus- oder Nikolaikirche) als Denkmal nachreformatorischer Kirchengeschichte einer Reichsstadt dar. An diese Führung schloß sich der Besuch der berühmten Bibliothek in dem gewölbten und alt ausgemalten Obergeschoß über der Sakristei (vgl. I. Kammerer und G. Kopp, Die Nikolaikirche in Isny und ihre Bibliothek, Isny 1949). Der Bürgerstadt galten Führungen von Georg Bader und Dr. Schahl.

Die Geschichte des Klosters ab dem 16. Jahrhundert behandelte Kreisarchivrat Dr. K. F. Eisele. Das 1096 von Graf Manegold von Veringen und seiner Frau gestiftete Benediktinerkloster Isny (vgl. das 3. Kapitel der Arbeit „Die Grafen von Altshausen-Veringen“ von Jos. Kerkhoff, 1964) befand sich im 15. Jahrhundert in einer Zeit des Niedergangs. Nach dem Visitationsrezeß von 1485 war es fast entvölkert, das geistliche Leben lag darnieder, die Verwaltung des Klostervermögens war schlecht. Eine weitere Visitation erwies sich 1489 als nötig. Jedoch gelang es Abt Philipp von Stein 1502 wenigstens die Klausur wiederherzustellen; die aufässigen Mönche mußten das Kloster verlassen, dessen Konvent mit Patres aus den Klöstern Blaubeuren und Wiblingen besetzt wurde (6 Konventualen, 2 Novizen). Die innere Klosterverfassung wurde der von Blaubeuren angeglichen; auch wirtschaftliche Reformen sind festzustellen. Die Klausur wurde 1516 endgültig geregelt. Es erfolgten Neueintritte. Nur in der Pfarrei kam es zu keiner Erneuerung. M. Wilhelm Steudlin führte als „ständiger Vikar“ ein unordentliches Leben (er starb 1525 im Gefängnis). Schließlich wurde dem Abt durch Hinwendung der Stadt Isny zur Reformation die Möglichkeit der Besetzung der Pfarrstelle genommen. Die zeitweilige Besetzung des Klosters durch die Stadt 1546 und die Wiedereinführung des katholischen Gottesdienstes in der Nikolauskirche während des Interims 1548 änderte daran nichts, daß künftig ein katholisches Kloster in einer evangelischen Reichsstadt bestand. Am 9. Juli 1534 war es zu einem Bildersturm in Kloster und Klosterkirche gekommen, wobei unter Aufsicht der Obrigkeit innerhalb von 2 Stunden alles bis auf das Sakramentshaus, das Hochgrab der Klostergründer und die Totenschilder des Hauses Waldburg zerstört wurde. Die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Zeit eines zweiten Niedergangs des Klosters, der durch eine gewisse Überalterung, verursacht durch wenig Eintritte, und durch eine zu starke Bindung an die Vogtherren aus dem Hause Waldburg gefördert wurde. Ab 1565 konnte der Klostervogt alle Einnahmen kontrollieren. Schließlich war der Schuldenstand so hoch, daß die oberschwäbische Benediktinerkongregation die Auflösung des Konvents beschloß. Und doch war dieser Zusammenbruch der Beginn eines

Neuaufstiegs, hervorgerufen in erster Linie durch den Geist der Gegenreformation, der unter jesuitischer Schulung in das Kloster einzog. Johannes Eisele legte, angeregt durch Bucelin, die Klosterchronik an; das Archiv wurde gut verwaltet. Eine rege Bautätigkeit setzte ein. Da wurde, durch den Stadtbrand vom 15. September 1631, aus dem der größte Teil des Archivs und der Bibliothek gerettet werden konnte, eine erneute Auflösung des Konvents nötig, der jedoch in der Zerstreuung standhielt und in Mehrerau einen neuen Abt wählte. 1650 waren 10 Gulden in der Klosterkasse. Dennoch dachte man ab 1653 an den Wiederaufbau des Klosters (vgl. Die Kunstdenkmale des ehemaligen Kreises Wangen, S. 148 ff.). Abt Alphons Torelli (1701–1731) wurde zum großen Erneuerer des Klosters. Die Klosterzucht war gut, das geistliche Leben blühte und zog ein reiches wissenschaftliches und künstlerisches Leben nach sich. Auch wirtschaftlich trat eine Gesundung ein. Kein Wunder, daß das Verlangen nach äußerer Freiheit von jeder weltlichen Gewalt immer stärker wurde. 1720 erhielt das Kloster die niedere Gerichtsbarkeit zugesprochen, die hohe jedoch nur innerhalb der Mauer. Obwohl Abt Johannes schon 1650 ohne Klostervogt gewählt worden war, kam es hinsichtlich der Abtswahl zu keiner endgültigen Regelung (erst 1781 wurde zusammen mit der Reichsunmittelbarkeit auch die freie Abtswahl erlangt). 1803 erfolgte die Auflösung des Konvents; Kloster und Stadt wurden zu einer Grafschaft unter den Fürsten von Quadt zu Wykradt und Isny zusammengelegt.

Über „Probleme der Baudenkmalpflege in einer Altstadt, dargestellt an den Aufgaben zu Isny“ sprach Landeskonservator Oskar Heck. Er ging von der Feststellung aus, daß die rechtlichen Voraussetzungen für den wirkungsvollen Schutz einer Altstadt gering seien. Nach der immer noch geltenden Württembergischen Bauordnung ist nur der Schutz einzelner Bauten möglich, nicht ganzer Stadtteile. Allerdings könnte durch eine Ortsbausatzung ein entsprechender Schutz ausgesprochen werden. Vor jedem Eingriff ist eine gründliche Bestandsaufnahme aller zu schützenden Bauwerke nötig. Im Zusammenhang damit ist die baugeschichtliche Forschung voranzutreiben und zu vertiefen. Ferner müssen genaue zeichnerische Bauaufnahmen, auch der Straßen- und Platzfronten hergestellt werden, ebenso Farbpläne usw. Die größte Schwierigkeit bereitet naturgemäß die Finanzierung der vorbereitenden und ausführenden Maßnahmen. In Isny können als wichtigste Objekte angesprochen werden: die Espantorstraße, das Rathaus, die Hauptstraße mit dem Marktplatz, die Stadtmauer samt den Türmen, die Grabenanlagen, der Platz am Ehrenmal. Die Lage ist freilich in Isny schwieriger als anderswo, nicht nur durch die schweren Störungen und auch die Vernachlässigung, die das Stadtganze im 19. und 20. Jahrhundert erfuhr, sondern auch deshalb, weil hier erstaunlich wenig Baudenkmale in die Liste der zu schützenden Baudenkmale aufgenommen wurden (rund

30). Über große Strecken sind keine zu schützenden Baudenkmale verzeichnet. Man kann als Baudenkmalpfleger indessen nur etwas sagen, wenn mindestens die Nachbarschaft eines Baudenkmals gefährdet ist (Art. 97 der Württ. Bauordnung). Die Bürgerschaft von Isny hat die Notwendigkeit einer guten Lösung erkannt, wie der Arbeitskreis „Schönes Isny“ beweist, der eine wichtige moralische Unterstützung bedeutete. Es ließ sich jedoch der Schutz der gesamten Innenstadt durch Ortsbausatzung nicht erreichen; der Gemeinderat war dafür nicht zu haben. Würde doch dann jedes Baugesuch an das Staatl. Amt für Denkmalpflege gehen müssen. Wohl aber gibt es eine Bausatzung über die Gestaltung der Espantorstraße. Was bis heute auf Grund dieser Satzung erreicht wurde, stellt einen Versuch dar. Schwieriger wird die Instandsetzung des Rathauses werden, das weithin als baufällig bezeichnet werden muß, jedoch auf Grund seiner kunst- und kulturgeschichtlichen Bedeutung, als einstiges Patrizierhaus der Zeit um 1680, zu erhalten ist. Der schonungsvolle Entwurf des Architekten wird die alte, von Stockwerk zu Stockwerk gebogene Treppe und alle schützenswerten Räume samt allen Einzelheiten erhalten. Im Erdgeschoß ist eine Grundrißänderung vorgesehen (geräumige Vorhalle), die sich nicht vermeiden läßt. Der Ausbau soll rund 1 1/2 Millionen kosten, eine Summe, die sich nur durch eine Sonderzuweisung aus dem Staatshaushalt decken lassen wird. Die Umgebung des Diebsturms ist durch einen neueren Werkstattbau entstellend, der sich nicht beseitigen lassen wird. Die Stadtmauer und, soweit erhalten, der Wehrgang bedürfen dringend rettender Eingriffe; die Wiederherstellung abgebrochener Wehrgangteile auf weiten Strecken der Stadtmauer würde auf den Fremdenverkehr eine starke Anziehungskraft ausüben. Gerade in Isny ist die Verbindung von alt und neu eine Lebensfrage. Leider konnte der gute Vorschlag von Dr. med. Espenschied, sich auch das neue Isny anzusehen – es hat sich seit 1953 in ungeahnter Weise entwickelt –, im Rahmen des Veranstaltungsprogrammes nicht mehr verwirklicht werden. Doch wird für das Jahr 1969 an eine Tagung gedacht, die der städtebaulichen Entwicklung der Stadt gewidmet sein soll.

In seinem weitgespannten Vortrag über „Allgäuer Bräuche im Jahreslauf“ schöpfte Georg Bader aus seinen ausgedehnten Sammlungen und seiner persönlichen Erinnerung. Die Fülle des dargelegten Stoffes verbietet eine sichtende Behandlung an dieser Stelle. Für den Volkskundler dürfte das von Georg Bader gesammelte Material eine Fundgrube ersten Ranges darstellen. Das trifft auch für die Isnyer Bräuche zu. Wer weiß heute noch etwas von dem Isnyer Rutenspringen (Bogenspringen), das sich in ein „Kinderfest“ verwandelte; mit dem Umzug war bis 1488 auch ein Fahenschwingen verbunden, ein Armbrustschießen war mit aufgenommen. Auch das schon 1296 erwähnte Ach-Rühren gewann volkstümliche Bedeutung. Am Pfingstdienstag flog man

bis 1893 über die Schletteralp ins Kreuztal zur Glashütte aus, und am gumpeten Donnerstag wurde im evangelischen Isny eine große Schlittenfahrt gemacht. Beim „Gutjahren“ an Neujahr suchte man gutzumachen, was man an Weihnachten geschenkt erhalten hatte –! An Silvester heischte der Nachtwächter Gaben durch Lied und Spruch. Das ebenfalls gabenheischende Weihnachtssingen wurde in Isny erst um 1900 abgelöst. Am Thomastag kam in Isny das „Engele“ mit Gabenkorb und Licht (vgl. den Brauch des „das Christkindle ra' Lassens“ in Biberach). Und auch in Isny liefen in den Klopfernächten, den drei Donnerstagen vor Weihnachten, die Schulbuben herum und heischten Gaben („unverschämt wie ein Klopfer“) usw.

In Studienfahrten und Führungen wurden die benachbarten Reichsstädte Wangen und Leutkirch erschlossen. In Wangen empfing Bürgermeister Uhl in der lebenswürdigsten Weise und ließ es sich nicht nehmen, selbst die schönen Innenräume des alten Rathauses zu zeigen. Stadtarchivar i. R. Dr. Albert Scheurle hielt einen trotz seiner Kürze vollgewichtigen Einführungsvortrag (vgl. sein Werk „Wangen im Allgäu“, Wangen 1950) und führte anschließend durch die Stadt; Stadtamtmann Woerz übernahm eine zweite Gruppe. In Leutkirch wurden die Teilnehmer durch Bürgermeister Feger nicht minder herzlich begrüßt. Hier zeigte Stadtrat Emil Vogler das von ihm vorbildlich aufgebaute Heimatmuseum. Weitere Besuche galten Schmidfelden und Gebrazhofen. In Schmidfelden sprach J. Christmann im Raum der ehemaligen Glashütte an Hand von köstlichen, teilweise geschliffenen und farbigen Gläsern sowie der Bildnisse der Glashüttenbesitzer über die Geschichte des Orts und des hier betriebenen Gewerbes, das ohne das Holz der Waldungen, die daraus gewonnene Pottasche und den Quarz des Molasseschutts unmöglich gewesen wäre (vgl. Max Förderreuther, Über Allgäuer Glashütten, Allgäuer Geschichtsfreund Nr. 32 NF, 1931). Es war eine unvergeßliche Stunde. Der Besuch soll 1969 gelegentlich einer Studienfahrt wiederholt werden. Die Schmidfeldener Rokokokapelle und ihre Bildwerke, teilweise von Konrad Hegenauer aus dem nahen Friesenhofen, erläuterte Dr. Schahl. Im Haubacher Wald hatte zuvor Georg Bader Letzgraben und Letztörle der Trauchburger Landhege gezeigt (vgl. Otto Merkt, Letzen im Allgäu, Allgäuer Geschichtsfreund, Nr. 51 NF, 1950). In Gebrazhofen, dem Amtsort der österreichischen Landvogtei, sprach Dr. Schahl über Allgäuer Originale, Pfarrer Schopp und die Mündinge, unter denen Peter Paul und Josef Anton am bekanntesten geworden sind; es wies jedoch Emil Vogler auch auf den Musiker Andreas Munding hin, der in Leutkirch in Ungnade fiel, weil er „eine sehr unkirchliche Musik in hiesiger Kirche in Gang zu bringen gesucht hat“, auch durch seine „unordentliche Lebensart“ auf-fiel. Die Hochzeitsanzeige des Peter Paul, zu lesen im Wochenblatt für den Oberamtsbezirk Leutkirch, Nr. 35

von 1835, gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die Gastwirte, an deren Küche und Keller der Genannte immer regen Anteil nahm, die versprochenen Hochzeitsgeschenke zubringen werden (er „sieht mit der größten Begierde diesen lieben Freunden und der Erfüllung ihres Versprechens entgegen“). Der Besuch von Gebrazhofen schloß mit einer glockenkundlichen Führung von Pfarrer i. R. G. Gommel, birgt doch der Turm der Kirche vier Glocken aus der Biberacher Gießhütte von Hans Folmer II aus dem Jahr 1522. Die Erläuterungen und die Vorführung des Geläutes in der abendlichen Stunde gehörten zu den stärksten Eindrücken der Woche.

Den musikalischen Höhepunkt bildete das Kirchenkonzert unter Leitung und Mitwirkung von Kantor und Organist Siegfried Vogel. Wenn man bedenkt, daß die ausführenden Kräfte von weither zusammengestellt worden waren, in letzter Stunde Umbesetzungen vorgenommen werden mußten, dazu Chor und Orchester zu ergänzen waren, so bewundert man die Leistung von Siegfried Vogel, der es verstand, aus den so verschiedenartigen Bestandteilen für 1½ Stunden einen Klangkörper zu formen, den er fest in der Hand hatte und überlegen führte. Das Konzert fand in der Nikolauskirche statt, deren Orgel nach der Planung von H. Bornefeld 1963 von der Orgelbaufirma Link in Giengen erstellt worden war. Im Orgelkonzert B-Dur, op. 4, Nr. 2 von Georg Friedrich Händel zeigte sich Siegfried Vogel zugleich als ein Meister dieses Instruments, der es verstand, die Möglichkeiten der Registrierung für seinen Vortrag ausdrucksvoll auszuwerten. Es folgte „Jauchzet dem Herren alle Welt“ von Heinrich Schütz (Soloquartett, Chor, Instrumente). In der Solokantate für Baß, Instrumente und Orgelbegleitung „Mein Herz ist bereit“ von Dietrich Buxtehude kam der Baß von Walter Heldwein, Isny, voll zur Geltung. In der Kantate für Sopran, Baß, Chor und Instrumente „Alles was ihr tut mit Worten und mit Werken“ von Dietrich Buxtehude hörte man, neben ihm, die Münchener Sopranistin Ingeborg Itzelsberger, deren Stimme freilich nicht ganz befriedigen konnte. Dennoch dürfte das Duett von Sopran und Bachtrompete in der Kantate für Sopran, Trompete und Streichorchester „Jauchzet Gott in allen Landen“ von Johann Sebastian Bach (BWV 51) zu den besten solistischen Leistungen dieses Abends gehört haben. Die Trompete blies Istwan Nagy. Zum Schluß hörte man noch die Kantate für Soli, Chor und Orchester „Erschallet ihr Lieder“ von Johann Sebastian Bach (BWV 172), wobei in der Tenor-Arie Günther Rahn aus Isny hervortrat; auch die Altstimme von Emmy Leinmüller, Leutkirch, verdient besondere Erwähnung. An der Orgel hörte man Franz Seitz aus Isny.

Die Ausstellung, welche die Isnyer Künstlerschaft anläßlich der Ferienwoche veranstaltete, brachte Bildnisse von Hermann Tiebert und Merita Cramés, Schnitzfiguren und Reliefs von Georg Gebhart, gute Kunstschmiede-

arbeiten von Josef Epp, Glasurarbeiten in Keramik und Metall von Ursula Dethleffs, Bilder aus Rußland von Friedl Dethleffs-Edelmann, Gemälde von Albrecht Braun, der Worte der Einführung sprach, dazu Teppiche von Kristin Fischer und Keramik von August Halter.

Für die Darbietungen des abschließenden geselligen Abends zeichnete Georg Bader verantwortlich. Höhepunkt war die Unterhaltung zweier Marktweiber in Isnyer Mundart der Zeit um 1900, „Kätter und Bärbel“, wobei Johanna Kink von Bettmauer und Rosemarie Frick von Rotenbach – sie traten in der dafür nicht ganz geeigneten schönen Isnyer Festtagstracht auf – die Herzen der Zuschauer und Zuhörer gewannen, auch durch ihre unverkennbaren schauspielerischen Talente (das Theaterspielen gehört eben hierzulande dazu). Auch die „Russaschlacht vu Bolsternang“ bereitete viel Vergnügen. Die Familie Weindorf sang Allgäuer Lieder. Leider erlaubte die vorgeschrittene Stunde weitere Ausführungen von Georg Bader, der über die Isnyer Mundart gesprochen hatte, zu dem Thema „Ortsneckereien und Spottnamen“ nicht. Aber auch in der vorgebrachten Form war dieser Abend ein Beweis dafür, daß man auf das Vorführen von bayerischen Schuhplattlern und Schnadahüpferln verzichten kann und muß, wenn man einen Heimatabend im schwäbischen Allgäu feiert. Ob sich wohl die Fremden über den „exotischen“ Charakter entsprechender Veranstaltungen, die auch in Isny nicht fehlen, im klaren sind?!

Zum erstenmal hatte man diesmal für den Vormittag der Abreise eine Aussprachestunde anberaumt, die dem Rückblick auf die Veranstaltung gewidmet war. Die Teilnahme hieran war lebhaft. Viele Themen kamen zur Diskussion, darunter die sehr berechtigten des unzumutbaren Verkehrslärmes in der Altstadt, durch die sich der ganze Verkehr von Leutkirch her nach Kempten und nach Wangen preßt, und einer, gerade in einer Allgäustadt merkwürdigerweise fehlenden Milchbar (Frau Kittel, Dr. Bauer). Schließlich wurde das Gespräch vom Vorsitzenden, der die Tagung stets aufopfernd geleitet hatte und auch dann und wann persönlich eingriff, auf Fragen der künftigen Entwicklung der Stadt gelenkt. Dazu machte Bürgermeister Benk einige wichtige Mitteilungen. Isny habe nur 920 ha Markungsfläche, wobei die Markungsgrenze teilweise Landesgrenze sei. In den innerstädtischen Verhältnissen ergäben sich für die Zukunft mancherlei Hemmnisse durch die Herkunft des Gemeinwesens aus einer traditionsgebundenen Kleinstadt. Ein Flächennutzungsplan sei vorhanden, ebenso seien Bauabbaupläne da, so daß sich die neustädtische Entwicklung geregelt vollziehen könne. Durch die Festlegung von Umgehungsstraßen sei es freilich zu Stockungen in der Verkehrsplanung gekommen; der Kampf um die Trassierungen sei hart gewesen und noch nicht ganz beendet. Den Stadtkern ganz aus dem Verkehr herauszuhalten, dürfte kaum gelingen. Um ihn nicht veröden zu lassen,

könne man das kaufmännische und gewerbliche Leben nicht hinausdrängen, wohl aber müsse dies hinsichtlich der Industrie geschehen. Altbürgermeister Heck wies in Ergänzung auf die Erfordernisse einer Fremdenverkehrs-, Schul- und Industriestadt hin, die gleichermaßen zu berücksichtigen seien und auch räumlich in Abstimmung

zueinander gebracht werden sollten; die Entfaltung der Siedlungstätigkeit im Wohnbauwesen sei notwendigerweise strahlenförmig von der Stadtmitte aus erfolgt. Abschließend wurde der Hoffnung Ausdruck gegeben, sich einmal in Isny gründlich über „das Gesicht der Stadt“ zu unterhalten.

Veranstaltungen im Januar bis März 1969

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Im folgenden werden die Stuttgarter Vorträge bis März 1969 bekanntgegeben; es wird bei diesen um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten. Wer sich für die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ angemeldet hat, wird von deren Unternehmungen von Fall zu Fall verständigt.

*Hübsche Unverbindlichkeit oder sachliche Information?
Überlegungen zur Planung eines württ. Museums
für Volkskunde*

Vortrag von Dr. Hans-Ulrich Roller

Mittwoch, 22. Januar, 19.30, Saal des Wilhelmspalais.
Das württ. Landesmuseum hat vor kurzem beschlossen, bis in einigen Jahren auch seine volkskundlichen Sammlungen der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Vortrag will auf einige Probleme hinweisen, die sich aus diesem Plan ergeben: Idealentwurf und Wirklichkeit, volkskundliche Relevanz, Abgrenzung und Einteilung der einzelnen Sachgebiete, Fragen der Ausstellungsmethodik und -didaktik, Kultur- und Menschenbild eines regional begrenzten Volkskundemuseums.

*Das westfälische Freilichtmuseum bäuerlicher
Kulturdenkmale in Detmold
Gesamtprojekt und Stand des Aufbaues
(mit Lichtbildern)*

Vortrag von Museumsdirektor Dr. Josef Schepers

Mittwoch, 19. März, 19.30, Kleiner Saal des Hospitalhofes (bei der Hospitalkirche).
Es wird in diesem Zusammenhang auf die Ausführungen von Baudirektor a. D. W. Kittel im vorliegenden Heft verwiesen (S. 260).

*Park und Garten
Wohnlich eingerichtete Natur
(mit Lichtbildern)*

Vortrag von Willy Leygraf

Mittwoch, 12. Februar, 19.30, Kleiner Saal des Hospitalhofes (bei der Hospitalkirche).

Es geht hier nicht um Kunstgeschichte oder Ästhetik von Park und Garten, sondern vor allem um die Frage, welchen Sinn diese Überschneidungen von Landschaft und Architektur hatten und haben, welche Funktionen sie erfüllen: Wie und wozu wird die Natur in Park und Garten nutzbar gemacht? Aus der Demonstration von – meist italienischen – Beispielen und durch die erläuternd angeführten literarischen Zeugnisse lassen sich Kriterien gewinnen für die Gestaltung von Landschaften, besonders für solche Fälle, in denen es um die Schönheit der Landschaft geht oder um ein konzentriertes Angebot von erholungswirksamen Landschaftsfunktionen. Park und Garten sind nämlich vor allem gesellschaftlich akzentuiert und erst in zweiter Linie ästhetisch. Das heißt: sie wenden sich an den sie benutzenden Menschen, so zweckfrei auch der in ihnen angehäufte Zierat aus Natur und Kunst anmuten mag.

Für Leute, die mehr wollen, als nur Zeitung lesen

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Jede Woche achtseitiges Fernseh- und Funkprogramm

STUTTGARTER NACHRICHTEN

Das Blatt, das seinen Lesern Besonderes bietet

STUTTGARTER NACHRICHTEN

WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart

Kleiner Schloßplatz Ruf 299401
Eberhardstraße 20 Ruf 246004

Niederlassungen:

Göppingen	Ravensburg	Tübingen
Hechingen	Reutlingen	Uhingen
Metzingen	Schorndorf	Ulm
Nürtingen	Sindelfingen	Ulm-Weststadt

Peter Lahnstein

Ludwigsburg

Aus der Geschichte einer europäischen Residenz



Ludwigsburg in historischer Stunde – Spiegel der europäischen Szene. In vollen Zügen genießt die kleine württembergische Residenz die Spätvorstellung des verspielten, frivolen Rokoko. Hier brechen sich die Strahlen der farbenprächtigen Kultur ganz Europas: künstlerische, kunsthandwerkliche und architektonische Befruchtung aus Oberitalien, Österreich und Böhmen, der suggestive Einfluß Frankreichs, Anregungen aus Venedig, Holland und England. Theater und Ballett erleben schönste Blüten, und nicht zu überhören die napolitanische Musik, der Triumph Jomellis. Blitze der Französischen Revolution beleuchten die höfische Szenerie, die Weltgeschichte spielt herein, Napoleon ist Gast – Europa gibt sich ein Stelldichein. Gekrönte Gestalten, bizarre und denkwürdige, werden lebendig. Aber auch der Alltag ist hier nicht vergessen: Armut und Verschuldung – das Leben der Familie Schiller bietet anschaulichen Stoff. Auch die Schattenseiten des militärischen Lebens werden nicht verschwiegen.

Ein farbiges Kapitel Kulturgeschichte, der historischen Wahrheit verpflichtet, mit Eleganz erzählt. Marginalien zur Weltgeschichte, abgelesen am Schicksal der Residenz Ludwigsburg.

135 Seiten mit 8 Farbtafeln
und 21 Schwarzweiß-Abbildungen.

Format 21 x 24,5 cm. Leinen DM 29.–

W. Kohlhammer Verlag



Stuttgart · Berlin · Köln · Mainz

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthaus

Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C

Ernst Müller

Kleine Geschichte Württembergs

Mit Ausblicken auf Baden

2. Auflage. 260 Seiten Text, 3 Karten, 4 Stammbäume und 57 Bildtafeln, Ln DM 13,70

»In der Müllerschen Geschichtsdarstellung ist die Entwicklung des kulturellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in lebendigem Stil mit eingeflochten.«

Amtsblatt der Stadt Stuttgart

Schwäbische Volkssagen

Vom Schwarzwald zum Allgäu — vom Taubergrund zum Bodensee
Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen

212 Seiten mit 22 alten Holzschnitten und 8 Kunstdrucktafeln. Ln DM 14,80

»Eine das ganze südwestdeutsche Gebiet umfassende, wohlausgewählte und ergänzte neue Sagensammlung war längst fällig. Sie wird bald zu einem beliebten Hausbuch.«

Süddeutscher Rundfunk



Kohlhammer

M

Ihre
Anzeigenaufträge
nimmt
entgegen:

W

Merkur-Werbung
Stuttgart-S
Stafflenbergstraße 44
Postfach 740
Telefon 24 63 58 / 59 / 50

**...alles mit Wüstenrot,
Deutschlands
größter Bausparkasse:**

**Hausbau, Hauskauf,
Wohnungserwerb
und Althausmodernisierung**

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere
örtliche Beratungsstelle
oder beim Wüstenrot-
Haus, 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot



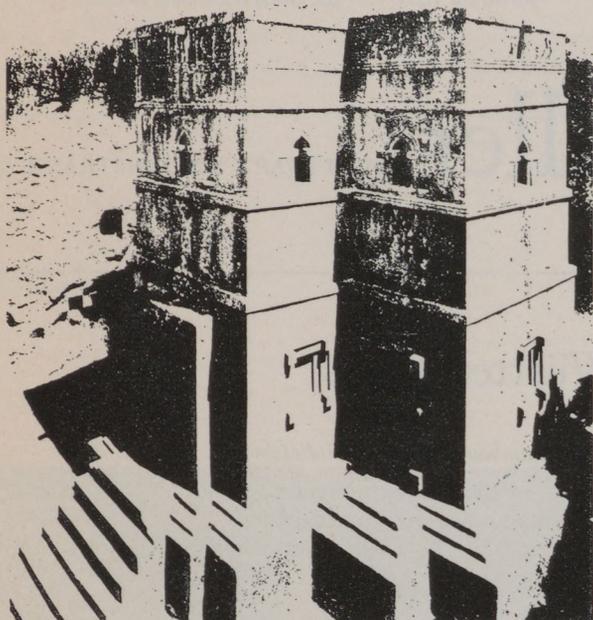
**Wenn Sie die Zukunft Ihrer Kinder im Auge haben ...
Ein Sparkonto bei uns! Für Sie und Ihre Kinder.**



VOLKSBANK

Welterstveröffentlichung

der sensationellen Entdeckungen
altchristlicher Kultur in Äthiopien



Georg Gerster: Kirchen im Fels

Entdeckungen in Äthiopien

„Die Denkmäler des mittelalterlichen Äthopiens werden durch Gersters Buch erstmals für eine breite Öffentlichkeit und für die Fachwelt zum scharf umrissenen Begriff.“

Das ungemein Sprechende der Fotografien ist so stark, daß sich aus Tafeln und Text ein packendes Bild von einer noch nicht in unser Bewußtsein getretenen Vergangenheit formt.“

Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt

Unter Mitarbeit von David R. Buxton, André Caquot, Ernst Hammerschmidt, Jean Leclant, Jules Leroy, Antonio Mordini, Roger Schneider und Roger Sauter. Mit einem Vorwort von Kaiser Haile Selassie.

148 Seiten Text mit 123 Strichzeichnungen und Grundrissen, 4 Kartenskizzen. 51 Farbtafeln, 99 Schwarzweiß-Tafeln, 18 farbige Abbildungen, 46 Schwarzweiß-Abbildungen, 1 Doppelkarte. Format 24×31,6 cm. Leinen DM 89,-



Kunst bei Kohlhammer

Friedrich Metz (Hrsg.): Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde.

Freiburg: Rombach 1967. 2., erweiterte und verbesserte Auflage. 836 Seiten mit 307 Abbildungen, Zeichnungen und Kartenskizzen, Leinen 58,- DM

INHALT (AUSZUG): Landeskundliche Übersicht / Entstehung und Schicksal der vorderösterreichischen Lande / Vorderösterreich und Österreich. Von ihren mittelalterlichen Beziehungen / Die Beziehungen zwischen Vorderösterreich und Österreich in der Neuzeit / Zur Militärgeschichte Vorderösterreichs / Bergbau und Hüttenwesen in den Vorlanden / Südwestdeutsche Kunst im Zeichen der vorderösterreichischen Herrschaft

ZUR INFORMATION: Das Werk über Vorderösterreich stellt die erste größere und zusammenfassende Darstellung eines Ländergebietes dar, das durch viele Jahrhunderte hindurch einen nicht unwesentlichen Besitz des Hauses Habsburg bedeutete und innerhalb Österreichs ein gewisses staatliches Eigendasein führte. Die Entstehung der österreichischen Vorlande, ihre Stellung und Bedeutung auf politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet wird im ersten Teil umrissen. Der zweite Teil ist der Schilderung der einzelnen österreichischen Gebiete gewidmet, die im Oberrheinland, im Schwarzwald, am oberen Neckar, an der oberen Donau und in Oberschwaben, am Hochrhein, im Hegau, im Bodenseegebiet und bis zum Arlberg verstreut lagen.

KULTUS UND UNTERRICHT: »... Das vorliegende Werk ist eine Fundgrube für Lehrer aller Schularten, die versuchen, die gesellschaftliche, wirtschaftliche und kirchliche Situation der Gegenwart auch von ihrem historischen Gewordensein her unterrichtlich zu erfassen. Die Fülle des hier gesammelten Materials erlaubt eine Gesamtschau der Heimat, die die jungen Menschen anspricht. Das gute und zahlreiche Bildmaterial steigert das durch den Text geweckte Interesse. Kenner und Forscher finden durch die allen Beiträgen angefügten Literaturhinweise auch in Einzelfragen weiter.«

ANZEIGER FÜR DIE KATHOLISCHE GEISTLICHKEIT: »... Besonders dankbar vermerkt man in der 2. Auflage das Ortsregister, ferner 26 zusätzliche Abbildungen und Karten, so daß der Band als einer der bestillustrierten gelten kann. In buchtechnischer Hinsicht ein Meisterwerk, für den Freund der Geschichte aber eine Fundgrube der Landeskunde, für deren erweiterte Herausgabe man nur dankbar sein kann.«



Verlag Rombach Freiburg

J.W.H
1826

BÜCHER

DURCH DAS GANZE JAHR VON

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART N

KÖNIGSTRASSE 17

zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 29 18 46 / 47

Otto Zekert

Paracelsus

Europäer im 16. Jahrhundert

Im Rahmen einer Biographie umreißt der um Paracelsus besonders verdiente Prof. Dr. Otto Zekert den Lebensweg dieses »seltsam wunderbarlich« Mannes und gibt zugleich eine Einführung in sein Denken an Hand von Erläuterungen und Textbeispielen seiner Hauptwerke.

Es gehört zu den Verdiensten dieser Biographie, daß sie ein möglichst objektives Bild von Paracelsus zu entwerfen sucht, ein Porträt des Unruhigen, Unbequemen, Aufsässigen, der notwendig mit der Tradition bricht, um neue Wege weisen zu können. Grundsätze der Medizin, die uns heute selbstverständlich sind, wurden von ihm erstmals formuliert und mit Erfolg angewendet.

Ein ausführliches Kapitel ist dem Philosophen Paracelsus gewidmet, seinen originellen Schriften über die Astronomie und seinen sozialethischen Werken, die »sozialistische« Tendenzen im Denken und Wirken eines Mannes erkennen lassen, der zugleich diesen Sozialismus lebte und damit seiner Wirklichkeitsnähe auch auf diese Weise Ausdruck gab.

184 Seiten. 8 Seiten Kunstdrucktafeln. Leinen DM 22,—



W. Kohlhammer Verlag

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT



STUTTGART IM KÖNIGSBAU

Postfach 2623 Telefon 29 51 37, 29 69 06, 29 68 63 Telex 07-23812

Mit verantwortungsbewußter und
individueller Beratung sorgen
wir für die bestmögliche Anlage
Ihres Geldes – auf Konten und
in Wertpapieren

Raber u. Märcker

ADREMA Adressier- und Organisations-Anlagen
ADREMA Postbearbeitungsmaschinen
APECO Elektrostatische Photokopiergeräte
ROTO Bürodrucker und Vervielfältiger,
Offsetmaschinen
WANDERER Buchungsautomaten
WANDERER Elektronische Rechenautomaten
WANDERER Elektronische Fakturier- und
Abrechnungsautomaten

neuzeitliche Büromaschinen

Stuttgart N · Fritz-Elsas-Straße 48 · Telefon 22 55 41

Kunst bei Kohlhammer

Kohlhammer Kunstkalender 1969

mit Kunstbuch-Preisausschreiben

26 Farbtafeln und 1 Seite Bildlegenden. 14-Tage-Kalendarium. Format 27,5 x 37,5 cm. DM 9,80

In gewohnter, hervorragender Qualität der Farbdrucke bringt der Kohlhammer Kunstkalender 1969 wieder Meisterwerke alter und moderner Kunst. Neu im Kohlhammer Kunstkalender: ein Blatt mit kurzen Texten zu jedem Bild, in denen kunstgeschichtliche Erläuterungen gegeben werden.

Diesmal werden Werke folgender Künstler gezeigt: Nolde, Kirchner, Kerkovius, Nay, Feininger, Renoir, Klee, Giotto di Bondone, Rouault, Benner, Manet, Meister des Sippenaltars der Wiesenkirche in Soest, Derain, Miró, Marc, Redon, van Gogh, Picasso, Gauguin, Monet, Vlaminck, Kokoschka, Matisse, Winter, Münter, Dürer.

Paule-Marie Grand-Chastel

Die Kunst der Vorzeit

Aus dem Französischen von Ingeborg Seynold von Schüz
103 Seiten. 49 Farbtafeln, 151 Schwarzweiß-Tafeln. Format 24,5 x 27,5 cm. Ln. DM 39,-

»Diese vorzüglich bebilderte Darstellung ist eine geradewegs vorbildliche Einführung in die Entwicklungsgeschichte der Kunst. Dabei so geschrieben, daß sie auch dem Laien verständlich ist, für alle bestimmt, die sich für Kunstgeschichte interessieren. Der Band ist prächtig ausgestattet.«
Kieler Nachrichten



Pedro Ramirez Vazquez (Hrsg.)

Mexiko und seine Kunstschätze

264 Seiten. 54 Farbtafeln, 255 Schwarzweiß-Abbildungen. Format 25,4 x 32,5 cm. Ln. DM 95,-

Unter Mitarbeit von Ignacio Bernae, Luis Aveleyra, Ramon Pina Chan und Demetrio Sodi, Ricardo de Robina.

In hervorragenden Abbildungen wird die erste umfassende Dokumentation der alten und neueren Kulturen Mexikos vorgestellt. Ausgezeichnete Kenner der Kulturgeschichte, Archäologie und Völkerkunde erschließen in diesem repräsentativen Bildband eine faszinierende Welt. Abbildungen von kultischen und alltäglichen Gegenständen, von Bauten und Werkzeugen stützen die lebendige Schilderung des Lebens der alten Kulturvölker, aber auch der heutigen Indianergruppen. Die dämonische Kraft der mittelamerikanischen Kulturen fesselt Freunde alter Kulturen ebenso wie Liebhaber moderner Kunst.

Geld-
Anlage

Wenn Sie es richtig anpacken

Dann haben Sie viel Geld so ganz nebenbei und auf einmal verdient. Das Rezept: richtige Geldanlage bei der Sparkasse. Das kostet nichts. Im Gegenteil. Beim prämiengünstigen Sparen schenkt Ihnen der Staat 20 bis 30% Prämie. Die Sparkasse zahlt noch Zinsen und Zinseszinsen. Der Abschluß vor dem 31. 12. bringt Ihnen ein halbes Jahr Zeitgewinn.

Wenn die Sparkasse Geldanlage sagt, dann meint sie nicht nur das Sparkassenbuch. Das Angebot ist größer als Sie vielleicht denken. Sparkassenbrief, Wertpapiere – was immer Sie interessiert. Wir sagen Ihnen gerne, wie Sie es richtig anpacken.



Wenn's um Geld geht
SPARKASSE

69

13. DEZ. 1968